

KAPITEL 6

GEGEN VORURTEILE

H. C. Artmann

KEINE MENSCHENFRESSER, BITTE!

Frau Amtsrat Reißfleisch wollte einen Untermieter aufnehmen und hatte zu diesem Behuf tags vorher die Studentenschaft angerufen. Vornehmes Gassenkabinett, elektrisches Licht, Bett, Pendeluhr, Schreibtisch, Universitätsnähe usw. Für nur 900 Schilling, ab sofort beziehbar ... Nun aber, an diesem Nachmittag, war sie doch ein wenig bedrückt, da sie fürchtete, man möchte ihr einen dunkelhäutigen Herrn zuschicken. Und das wäre besonders peinlich vor den Nachbarn und so weiter und so weiter. Vielleicht wären auch Kannibalen und Mädchenhändler unter ihnen, wie man ja nur zu häufig im Lesezirkel erfahren kann ...

Frau Amtsrat Reißfleisch und ihre Freundin Adele saßen diesen Nachmittag bei Kaffee und Mohnstrudel und warteten die kommenden Dinge etwas nervös ab. «Am liebsten», sagte Frau Amtsrat, «wär mir halt so ein solider Amerikaner, der was alle Ersten pünktlich seinen Zins zahlen tut und nicht schnarcht. «Ganz recht, liebe Melanie», sagte Adele, «die Ameriganer sein die solidesten und Geld haben tuns auch. Auf keinen Fall darfst du dir ein Arawer, Perser oder gar ein Dürken nehmen. Die haben uns schon viermal belagert. Die Klingel der Wohnungstür schrillte scharf und kriegerisch. Frau Amtsrat Reißfleisch richtete sich würdig auf, ging ins Vorzimmer, das zugleich als Besenkammerl diente, und öffnete einen Spalt die Türe.

«Ich komm wegen Kabinett. Ist noch frei, bittschen? Mein Name ist Berislav Stojanović ...».

«Sind Sie der Ameriganer, den was ich das Zimmer versprochen hab?» fragte die Frau Amtsrat durch den Türspalt. «Amerikaner?» meinte Stojanovic verfremdet ...

«Dut mir leid», sagte Frau Amtsrat kurz, «aber das Zimmer is schon so an ein Ameriganer vergeben!» Die Türe schlug kurz vor der Adlernase des langen Kroaten zu.

«Wer war's denn?» fragte Adele. Aber bevor Frau Amtsrat Reißfleisch noch eine Antwort erstatten konnte, klingelte es abermals.

«Ich komme wegen Zimmer. Ist das Zimmer noch frei, bitte? Mein Name ist Wassilis Liolakis ...».

«Sind Sie der Ameriganer, den was ich das Zimmer versprochen hab?» fragte Frau Amtsrat mit der gleichen diplomatischen Schläue wie vorher.

«Ich bin aus Ioannina und das is in Griechenland und... Die Tür krachte ins Schloss.

«Lauter Tschuschen!» sagte Frau Amtsrat zu ihrer Freundin Adele und wollte seufzend in ein Stück Mohnstrudel beißen, als es abermals, nun aber sanft und bescheiden klingelte. Frau Amtsrat war jedoch schon gewitzigt und sah dieses Mal nur durch das Guckloch auf den Gang hinaus. Draußen stand ein gutaussehender Inder mit pechschwarzem Vollbart und Turban, und in seinen dunklen Augen lag eine tiefe Traurigkeit. Er wusste wohl schon, dass er dieses billige Kabinett mit Gassenaussicht niemals bekommen würde.

«Wer war's denn?» fragte Adele mit klopfendem Herzen. Sie hatte keine Tür gehen gehört. Es musste was Schreckliches draußen gestanden haben. Frau Amtsrat seufzte jetzt wirklich, biss in das angefangene Stück Mohnstrudel und meinte pikiert: Jetzt schicken s' einem sogar schon Mentschenfresser in d' Wohnung. Ich werd' mich bei der Vermittlung gehörig beschwern!»

Nach einer Weile ging im Vorzimmer alias Besenkammer das Telefon. Frau Amtsrat Reißfleisch sprach eine Weile. Dann kam sie strahlend und zufrieden zu Adele zurück, die ihrerseits ein neues Stück Mohnstrudel begonnen hatte und kaute.

«Wer war's denn, Melanie?» fragte Adele.

«Gott sei Dank», sagte Frau Amtsrat, «das nette Fräulein Elfi von der Studentenvermittlung hat angerufen. In einer halben Stunde kommt ein ameriganischer Herr wegen dem Zimmer. Und stell dir vor: James Eisenhower heißt er! Ich hab natirlich fest zugesagt. Der griegt das Zimmer und kein anderer, so wahr ich die Frau Amtsrat Melanie Reißfleisch geborene Krauthaupt bin!»

Nach einer exakten halben Stunde läutete es an der Wohnungstür. Sanft, bescheiden, nicht ohne einer gewissen Distinktion. Frau Amtsrat erhob sich mit einem bärenzuckersüßen Lächeln und öffnete weit und einladend die Tür ... Ein freundliches «Grissgoot!» erstarb in ihrer amtsrätlichen Kehle. «My name is Eisenhower», sagte der dezent gekleidete Gentleman und trat ein. Aus seinem kohlschwarzen Gesicht blitzte ein tadelloses, freundliches Gebiss ... «Ich kommen wegen das Zimmö ...», sagte er.

Grundwortschatz

- *das Amt; der Amtsrat; der Behuf; der Besen; das Gebiss, die Kehle; der Mohn; die Pendeluhr; die Schläue; der Spalt; der Untermieter; die Vermittlung;*
- *sich aufrichten; sich beschweren bei Dat; erfahren; schnarchen; schrillen,*
- *beziehbar; gehörig; pechschwarz; peinlich; pikiert; vornehm; würdig;*
- *ins Schloss fallen (krachen).*

Wortschatzaufgaben

1. Suchen Sie alle Adjektive im Text, die Folgendes ausdrücken:

a. positive Eindrücke oder Gefühle: z.B. solid

b. negative Eindrücke oder Gefühle: z.B. peinlich

Bilden Sie Aussagen mit diesen Adjektiven. Verwenden Sie einige dieser Adjektive in attributiver Stellung (d.h., vor einem Substantiv).

Beispiel:

*Es ist für mich immer **peinlich**, wenn ich meine Aufgabe nicht gemacht habe.*

oder attributiv: *Es ist für mich immer eine **peinliche** Situation, wenn ich meine Aufgabe nicht gemacht habe.*

2. Bilden Sie mit den folgenden Präfixverben Sätze im Präteritum oder im Perfekt, die mit der Geschichte nichts zu tun haben.

erfahren; sich beschweren; sich (Dat.) vorstellen; sich aufrichten; zusagen; abwarten.

Leseverstehen

1. Suchen Sie Wörter oder Ausdrücke im Text, die die Vorurteile von Frau Amtsrat Reißfleisch – man achte auf den Namen der Frau! – gegen Ausländer zeigen.

Beispiel:

dunkelhäutig, Tschuschen usw.

2. Welche Vorstellungen haben Frau Amtsrat Reißfleisch und ihre Freundin Adele von Amerikanern?

Mit eigenen Worten

Drücken Sie die folgenden Dialektsätze auf hochdeutsch aus.

1. «...die Ameriganer sein die solidesten und Geld haben tuns auch».
2. «... ein solider Amerikaner, der was alle Ersten pinktlich seinen Zins zahlen tut und nicht schnarcht...».
3. «Sind Sie der Ameriganer, den was ich das Zimmer versprochen hab?»

Suchen Sie drei bis vier weitere Stellen dieser Art in der Geschichte, Schreiben Sie diese Stellen auch um.

Diskussion

1. Was für Vorurteile gibt es in Ihrem Land gegen andere Menschentypen und soziale Gruppen? Halten Sie solche Vorurteile für berechtigt?

2. Haben Sie erlebt, dass andere Menschen gegen Sie Vorurteile hatten? Ist Ihnen Ähnliches schon untergekommen? Erzählen Sie davon.

3. Eine Geschichte zum Lachen! – Eine Geschichte zum Lachen?

4. Analysieren Sie das «Kaffeetratscherl» der alten Damen: Was hat H. C. Artmann in diese «gemütliche Wiener Milieustudie» verpackt? Ist sie übertrieben?

5. Eine «Nestbeschmutzung»? Eine Ansammlung von Klischees? Oder klingt manches vertraut?

6. Sprechen Sie anhand des Textes über die Einstellung des Autors zum Dargestellten. Beachten Sie dabei den Titel, Besonderheiten des literarischen Genres «Satire» und den Ton des Textes.

Aufsatzthemen

1. Wie geht es weiter? Schreiben Sie eine Fortsetzung der Geschichte «Keine Menschenfresser, bitte!».

2. Kennen Sie jemanden, der einmal Schwierigkeiten hatte, ein Zimmer oder eine Wohnung zu bekommen, weil andere Leute Vorurteile gegen ihn/sie hatten? Erzählen Sie davon.

3. Gibt es Vorurteile, die Sie besonders stören? Erzählen Sie von solchen Vorurteilen.

Welche Argumente haben Sie gegen diese Vorurteile?

Heinrich Böll Vor dem Lesen

Aus der Geschichte der Erzählung: Die berufliche Karriere des in jeder Hinsicht mustergültigen Helden wäre unaufhaltsam, wenn er nicht einen Makel hätte. Er fährt zu oft nach Heidelberg und betreut dort an der Uni Exil-Chilenen. Der plot basiert auf Mitteilungen des Heidelberger Grafikers Klaus Staeck, dem Böll die Geschichte gewidmet hat.

Diese Erzählung handelt von einem jungen Mann – sein Name bleibt uns unbekannt! –, der mit dem Abendgymnasium gerade fertig geworden ist und auf eine Lehrstelle hofft. Sonntagabend sitzt er auf seinem Bett und schaut «im Rückblick» auf den gerade verbrachten Tag zurück. Am nächsten Morgen muss er zu einem Gespräch bei Herrn Kronsorgeler erscheinen, einem wichtigen Beamten im Kulturstadtrat, der die Entscheidung trifft, wer eine Lehrstelle bekommt. Der junge Mann hat seine Prüfungen gut bestanden, und Herr Kronsorgeler, der ihn schon kennt, ist ihm freundlich gesinnt. Es gibt nur ein einziges Problem: er fährt zu oft nach Heidelberg.

Achten Sie beim Lesen auf Folgendes:

1. Was «er» als erstes am Sonntag morgen gemacht hatte;
2. wo er nachher gefrühstückt hatte;
3. wen er später besucht hatte;
4. wohin er nach diesem Besuch gefahren war;
5. was er als allerletztes tat, bevor er Sonntagabend ins Bett gegangen war;
6. wie das Gespräch mit Herrn Kronsorgeler am nächsten Morgen verlaufen war.

DU FÄHRST ZU OFT NACH HEIDELBERG

Abends, als er im Schlafanzug auf der Bettkante saß, auf die Zwölf-Uhr-Nachrichten wartete und noch eine Zigarette rauchte, versuchte er im Rückblick den Punkt zu finden, an dem ihm dieser schöne Sonntag weggerutscht war. Der Morgen war sonnig gewesen, frisch, maikühl noch im Juni, und doch war die Wärme, die gegen Mittag kommen würde, schon spürbar. Licht und Temperatur erinnerten an vergangene Trainingsstage, an denen er zwischen sechs und acht, vor der Arbeit, trainiert hatte.

Eineinhalbstunden lang war er Rad gefahren am Morgen, auf Nebenwegen zwischen den Vororten, zwischen Schräbergärten und Industriegelände, an grünen Feldern, Lauben, Gärten, am großen Friedhof

vorbei bis zu den Waldrändern hin, die schon weit jenseits der Stadtgrenze lagen; auf asphaltierten Strecken hatte er Tempo gegeben, Beschleunigung, Geschwindigkeit getestet, Spurts eingelegt und gefunden, dass er immer noch gut in Form war und vielleicht doch wieder einen Start bei den Amateuren riskieren konnte; in den Beinen die Freude übers bestandene Examen und der Vorsatz, wieder regelmäßig zu trainieren. Beruf, Abendgymnasium, Geldverdienen, Studium – er hatte wenig dran tun können in den vergangenen drei Jahren; er würde nur einen neuen Schlitten brauchen; kein Problem, wenn er morgen mit Kronsorgeler zurechtkam, und es bestand kein Zweifel, dass er mit Kronsorgeler zurechtkommen würde.

Nach dem Training Gymnastik auf dem Teppichboden in seiner Bude, Dusche, frische Wäsche, und dann war er mit dem Auto zum Frühstück zu den Eltern hinausgefahren: Kaffee und Toast, Butter, frische Eier und Honig auf der Terrasse, die Vater ans Häuschen angebaut hatte; die hübsche Jalousie – ein Geschenk von Karl, und im wärmer werdenden Morgen der beruhigende, stereotype Spruch der Eltern: «Nun hast du's ja fast geschafft; nun hast du's ja bald geschafft». Die Mutter hatte «bald», der Vater «fast» gesagt, und immer wieder der wohlige Rückgriff auf die Angst der vergangenen Jahre, die sie einander nicht vorgeworfen, die sie miteinander geteilt hatten: über den Amateurbezirksmeister und Elektriker zum gestern bestandenen Examen, überstandene Angst, die anfing, Veteranenstolz zu werden; und immer wieder wollten sie von ihm wissen, was dies oder jenes auf spanisch hieß: Mohrrübe und Auto, Himmelskönigin, Biene und Fleiß, Frühstück, Abendbrot und Abendrot, und wie glücklich sie waren, als er auch zum Essen blieb und sie zur Examensfeier am Dienstag in seine Bude einlud: Vater fuhrweg, um zum Nachttisch Eis zu holen, und er nahm auch noch den Kaffee, obwohl er eine Stunde später bei Carolas Eltern wieder würde Kaffee trinken müssen; sogar einen Kirsch nahm er und plauderte mit ihnen über seinen Bruder Karl, die Schwägerin Hilda, Elke und Klaus, die beiden Kinder, von denen sie einmütig glaubten, sie würden verwöhnt – mit all dem Hosen– und Fransen– und Rekorderkram, und immer wieder dazwischen die wohligen Seufzer: «Nun hast du's ja bald, nun hast du's ja fast geschafft». Diese «fast», diese «bald» hatten ihn unruhig gemacht. Er hatte es geschafft! Blieb nur noch die Unterredung mit Kronsorgeler, der ihm von Anfang an freundlich gesinnt gewesen war. Er hatte doch an der Volkshochschule mit seinen Spanisch-, am spanischen Abendgymnasium mit seinen Deutschkursen, Erfolg gehabt.

Später half er dem Vater beim Autowaschen, der Mutter beim Unkrautjäten, und als er sich verabschiedete, holte sie noch Mohrrüben, Blattspinat und einen Beutel Kirschen in Frischhaltepackungen aus ihrem Tiefkühler, packte es ihm in eine Kühltasche und zwang ihn, zu warten, bis

sie für Carolas Mutter Tulpen aus dem Garten geholt hatte; inzwischen prüfte der Vater die Bereifung, ließ sich den heruntergekurbelte Fenster und fragte: «Fährst du immer noch so oft nach Heidelberg – und über die Autobahn?» Das sollte so klingen, als gelte die Frage der Leistungsfähigkeit seines alten, ziemlich klapprigen Autos, das zweimal-, manchmal dreimal in der Woche diese insgesamt achtzig Kilometer schaffen musste.

«Heidelberg? Ja, da fahr' ich noch zwei-, dreimal die Woche hin – es wird noch eine Weile dauern, bis ich mir einen Mercedes leisten kann».

«Ach, ja, Mercedes», sagte der Vater, «da ist doch dieser Mensch von der Regierung, Kultur, glaube ich, der hat mir gestern wieder seinen Mercedes zur Inspektion gebracht. Will nur von mir bedient werden. Wie heißt er doch noch?»

«Kronsorgeler?»

«Ja, der. Ein sehr netter Mensch – ich würde ihn sogar ohne Ironie vornehm nennen».

Dann kam die Mutter mit dem Blumenstrauß und sagte: «Grüß Carola von uns, und die Herrschaften natürlich. Wir sehen uns ja am Dienstag». Der Vater trat, kurz bevor er startete, noch einmal näher und sagte: «Fahr nicht zu oft nach Heidelberg – mit dieser Karre!»

Carola war noch nicht da, als er zu Schulte-Bebrungs kam. Sie hatte angerufen und ließ ausrichten, dass sie mit ihren Berichten noch nicht fertig war, sich aber beeilen würde; man sollte mit dem Kaffee schon anfangen.

Die Terrasse war größer, die Jalousie, wenn auch verblasst, großzügiger, eleganter das Ganze, und sogar in der kaum merklichen Verkommenheit der Gartenmöbel, dem Gras, das zwischen den Fugen der roten Fliesen wuchs, war etwas, das ihn ebenso reizte wie manches Gerede bei Studentendemonstrationen; solches und Kleidung, das waren ärgerliche Gegenstände zwischen Carola und ihm, die ihm immer vorwarf, zu korrekt, zu bürgerlich gekleidet zu sein. Er sprach mit Carolas Mutter über Gemüsegärten, mit ihrem Vater über Radsport, fand den Kaffee schlechter als zu Hause und versuchte, seine Nervosität nicht zu Gereiztheit werden zu lassen. Es waren doch wirklich nette, progressive Leute, die ihn völlig vorurteilslos, sogar offiziell, per Verlobungsanzeige akzeptiert hatten; inzwischen mochte er sie regelrecht, auch Carolas Mutter, deren häufiges «entzückend» ihm anfangs auf die Nerven gegangen war.

Schließlich bat ihn Dr. Schulte-Bebrung – ein bisschen verlegen, wie ihm schien – in die Garage und führte ihm sein neu erworbenes Fahrrad vor, mit dem er morgens regelmäßig ein «paar Runden» drehte, um den Park, den Alten Friedhof herum; ein Prachtschlitten von einem Rad; er lobte es begeistert, ganz ohne Neid, bestieg es zu einer Probefahrt rund um den Garten, erklärte Schulte-Bebrung die Beinmuskulararbeit (er erinnerte sich,

dass die alten Herren im Verein immer Krämpfe bekommen hatten!), und als er wieder abgestiegen war und das Rad in der Garage an die Wand lehnte, fragte Schulte-Bebrung ihn: «Was denkst du, wie lange würde ich mit diesem Prachtschlitten, wie du ihn nennst, brauchen, um von hier nach – sagen wir Heidelberg zu fahren?» Es klang wie zufällig, harmlos, zumal Schulte-Bebrung fortfuhr: «Ich habe nämlich in Heidelberg studiert, hab' auch damals ein Rad gehabt, und von dort bis hier habe ich damals – noch bei jugendlichen Kräften – zweieinhalb Stunden gebraucht». Er lächelte wirklich ohne Hintergedanken, sprach von Ampeln, Stauungen, dem Autoverkehr, den es damals so nicht gegeben habe; mit dem Auto, das habe er schon ausprobiert, brauche er ins Büro fünfunddreißig, mit dem Rad nur dreißig Minuten. «Und wie lange brauchst du mit dem Auto nach Heidelberg?». «Eine halbe Stunde».

Dass er das Auto erwähnte, nahm der Nennung Heidelbergs ein bisschen das Zufällige, aber dann kam gerade Carola, und sie war nett wie immer, hübsch wie immer, ein bisschen zerzaust, und man sah ihr an, dass sie tatsächlich todmüde war, und er wusste eben nicht, als er jetzt auf der Bettkante saß, eine zweite Zigarette noch unangezündet in der Hand, er wusste eben nicht, ob seine Nervosität schon Gereiztheit gewesen, von ihm auf sie überggesprungen war oder ob sie nervös und gereizt gewesen war – und es von ihr auf ihn überggesprungen war. Sie küsste ihn natürlich, flüsterte ihm aber zu, dass sie heute nicht mit ihm gehen würde. Dann sprachen sie über Kronsorgeler, der ihn so sehr gelobt hatte, sprachen über Planstellen, die Grenzen des Regierungsbezirks, über Radfahren, Tennis, Spanisch, und ob er ei Drei bekommen. Als er eingeladen wurde, zum Abendessen zu bleiben, schützte er Müdigkeit und Arbeit vor, und niemand hatte ihn besonders gedrängt, doch zu bleiben; rasch wurde es auf der Terrasse wieder kühl; er half, Stühle und Geschirr ins Haus tragen, und als Carola ihn zum Auto brachte, hatte sie ihn überraschend heftig geküsst, ihn umarmt, sich an ihn gelehnt und gesagt: «Du weißt, dass ich dich sehr, sehr gern habe, und ich weiß, dass du ein prima Kerl bist, du hast nur einen kleinen Fehler: Du fährst zu oft nach Heidelberg». Sie war rasch ins Haus gelaufen, hatte gewinkt, gelächelt, Kuschhände geworfen, und er konnte noch im Rückspiegel sehen, wie sie immer noch da stand und heftig winkte.

Es konnte doch nicht Eifersucht sein. Sie wusste doch, dass er dort zu Diego und Teresa fuhr, ihnen beim Übersetzen von Anträgen half, beim Ausfüllen von Formularen und Fragebögen; dass er Gesuche aufsetzte, ins reine tippte; für die Ausländerpolizei, das Sozialamt, die Gewerkschaft, die Universität, das Arbeitsamt; dass es um Schul- und Kindergartenplätze ging, Stipendien, Zuschüsse, Kleider, Erholungsheime; sie wusste doch, was er in Heidelberg machte, war ein paar Mal mitgefahren, hatte eifrig

getippt und eine erstaunliche Kenntnis von Amtsdeutsch bewiesen; ein paarmal hatte sie sogar Teresa mit ins Kino und ins Cafe genommen und von ihrem Vater Geld für einen Chilenen Fonds bekommen.

Er war statt nach Hause nach Heidelberg gefahren, hatte Diego und Teresa nicht angetroffen, auch Raoul nicht, Diegos Freund; war auf der Rückfahrt in eine Auto–schlange geraten, gegen neun bei seinem Bruder Karl vorbeigefahren, der ihm Bier aus dem Eisschrank holte, während Hilde ihm Spiegeleier briet; sie sahen gemeinsam im Fernsehen eine Reportage über die Tour de Suisse, bei der Eddy Merckx keine gute Figur machte, und als er wegging, hatte Hilde ihm einen Papiersack voll abgelegter Kinderkleider gegeben für «diesen spirrigen netten Chilenen und seine Frau».

Nun kamen endlich die Nachrichten, die er mit halbem Ohr nur hörte: Er dachte an die Mohrrüben, den Spinat und die Kirschen, die er noch ins Tiefkühlfach packenmusste; er zündete die zweite Zigarette doch an: Irgendwo – war es Irland? – waren Wahlen gewesen: Erdrutsch; irgendeiner – war es wirklich der Bundespräsident? – hatte irgendwas sehr Positives über Krawatten gesagt; irgendeiner ließ irgendwas dementieren; die Kurse stiegen; Idi Amin blieb verschwunden.

Er rauchte die zweite Zigarette nicht zu Ende, drückte sie in einem halb leergegessenen Yoghurtbecher aus; er war wirklich todmüde und schlief bald ein, obwohl das Wort Heidelberg in seinem Kopf rumorte.

Er frühstückte frugal: nur Brot und Milch, räumte auf, duschte und zog sich sorgfältig an; als er die Krawatte umband, dachte er an den Bundespräsidenten – oder war's der Bundeskanzler gewesen? Eine Viertelstunde vor der Zeit saß er auf der Bank vor Kronsorgelers Vorzimmer, neben ihm saß ein Dicker, der modisch und salopp gekleidet war; er kannte ihn von den Pädagogikvorlesungen her, seinen Namen wusste er nicht. Der Dicke flüsterte ihm zu: «Ich bin Kommunist, du auch?» «Nein», sagte er, «nein, wirklich nicht – nimm' s mir nicht übel».

Der Dicke blieb nicht lange bei Kronsorgeler, machte, als er herauskam eine Geste, die wohl «aus» bedeuten sollte. Dann wurde er von der Sekretärin hineingebeten; sie war nett, nicht mehr ganz so jung, hatte ihn immer freundlich behandelt – es überraschte ihn, dass sie ihm einen aufmunternden Stubs gab, er hatte sie für zu spröde, für so etwas gehalten. Kronsorgeler empfing ihn freundlich; er war nett, konservativ, aber nett; objektiv; nicht alt, höchstens Anfang vierzig. Radsportanhänger, hatte ihn sehr gefördert, und sie sprachen erst über die Tour de Suisse; ob Merckx geblufft habe, um bei der Tour de France unterschätzt zu werden, oder ob er wirklich abgesunken sei; Kronsorgeler meinte, Merckx habe geblufft; er nicht, er meinte, Merckx sei wohl wirklich fast am Ende, gewisse

Erschöpfungsmerkmale könne man nicht bluffen. Dann über die Prüfung; dass sie lange überlegt hätten, ob sie ihm doch eine Eins geben könnten; es sei an der Philosophie gescheitert; aber sonst: die vorzügliche Arbeit an der VHS, am Abendgymnasium; keinerlei Teilnahme an Demonstrationen, nur gäbe es – Kronsorgeler lächeltewirklich liebenswürdig – einen einzigen, einen kleinen Fehler.

«Ja, ich weiß», sagte er, «ich fahre zu oft nach Heidelberg». Kronsorgeler wurde fast rot, jedenfalls war seine Verlegenheit deutlich; er war ein zartfühlender, zurückhaltender Mensch, fast schüchtern, Direktheiten lagen ihm nicht.

«Woher wissen Sie?» «Ich höre es von allen Seiten. Wohin ich auch komme, mit wem ich auch spreche. Mein Vater, Carola, deren Vater, ich höre nur immer: Heidelberg. Deutlich höre ich's, und ich frage mich: Wenn ich die Zeitansage anrufe oder die Bahnhofs – Auskunft, ob ich nicht hören werde: Heidelberg».

Einen Augenblick lang sah es so aus, als ob Kronsorgeler aufstehen und ihm beruhigend die Hände auf die Schulter legen würde, erhoben hatte er sie schon, senkte die Hände wieder, legte sie flach auf seinen Schreibtisch und sagte: «Ich kann Ihnen nicht sagen, wie peinlich mir das ist. Ich habe Ihren Weg, einen schweren Weg, mit Sympathie verfolgt – aber es liegt da ein Bericht über diesen Chilenen vor, der nicht sehr günstig ist. Ich darf diesen Bericht nicht ignorieren, ich darf nicht. Ich habe nicht nur Vorschriften, auch Anweisungen, ich habe nicht nur Richtlinien, ich bekomme auch telefonische Ratschläge. Ihr Freund – ich nehme an, er ist Ihr Freund?»

«Ja».

«Sie haben jetzt einige Wochen lang viel freie Zeit. Was werden Sie tun?»

«Ich werde viel trainieren – wieder Radfahren, und ich werde oft nach Heidelberg fahren».

«Mit dem Rad?»

«Nein, mit dem Auto».

Kronsorgeler seufzte. Es war offensichtlich, dass er litt, echt litt. Als er ihm die Hand gab, flüsterte er: «Fahren Sie nicht nach Heidelberg, mehr kann ich nicht sagen». Dann lächelte er und sagte: «Denken Sie an Eddy Merckx».

Schon als er die Tür hinter sich schloss und durchs Vorzimmer ging, dachte er an Alternativen: Übersetzer, Dolmetscher, Reiseleiter, Spanisch-korrespondent bei einer Maklerfirma. Um Profi zu werden, war er zu alt, und Elektriker gab's inzwischen genug. Er hatte vergessen, sich von der Sekretärin zu verabschieden, ging noch einmal zurück und winkte ihr zu.

Grundwortschatz

- *der Schräbergarten; die Laube; die Strecke; die Beschleunigung; der Schlitten; die Verkommenheit; der Spurt; der Spruch; die Schwägerin; der Kram; die Erschöpfung; das Unkraut; die Bereifung; die Karre; die Fuge; die Fliese; die Verlobung; der Krampf; die Ampel; der Stau; der Becher; der Erdrutsch; der Zuschuss; die Franse; die Gewerkschaft; das Gesuch; der Antrag; die Eifersucht; das Spiegelei;*
- *wegrutschen; zurechtkommen; vorwerfen; verwöhnen; übelnehmen; jäten; bluffen; (herunter)kurbeln; ausrichten; absteigen; vorschützen; rumoren; übelnehmen;*
- *einmütig; klapprig; vornehm; vorurteillos; verlegen; regelrecht; zufällig; zerzaust; spirrig; frugal; salopp; spröde; peinlich;*
- *j-m einen Stubs geben; Kenntnisse beweisen; ins reine tippen (schreiben); Kushände werfen; j-m auf die Nerven gehen; j-m gesinnt sein; gut in Form sein.*

Wortschatzaufgaben

1. Sammeln Sie aus der Geschichte für jede der folgenden Kategorien fünf bis sieben Wörter oder Ausdrücke, die Sie sich für den aktiven Sprachgebrauch merken wollen.

Studium: das Abendgymnasium, -ien; usw.

Radfahren: Tempo geben; usw.

Amt und Verwaltung: Formulare ausfüllen usw.

(Vor)stadt und Landschaft: der Schräbergarten usw.

Auto/Autofahren: die Ampel, -n usw.

2. Bilden Sie Sätze mit folgenden Wortgruppen und Ausdrücken:

Tempo geben; eine gute Figur machen; jmdm./etwas übelnehmen; (etwas) ausrichten lassen; etwas schaffen; sich (Dat.) etwas leisten; etwas vorschützen; jmdm. auf die Nerven gehen.

3. Finden Sie Synonyme zu folgenden Wörtern und Wortgruppen:

a. feste Absicht, Vorhaben; b. eine Besprechung, Verhandlung; c. die Vorschrift, die Anweisung; d. fortsetzen, weitermachen; e. etwas kaufen, anschaffen; g. Schriftliche Bitte, Eingabe; h. schnell; i. unangenehm, Verlegenheit bereitend; beschämend (Lage, Frage); j. ausgezeichnet; ganz besonders gut; k. finanzieller Beitrag, zusätzliche Zahlung; l. stark, wild, ungestüm, gewaltig.

Leseverstehen

1. Sammeln Sie möglichst viele Informationen über den jungen Mann aus der Geschichte «Du fährst zu oft nach Heidelberg».

- a. Beruf
- b. Sportleistung
- c. Bekanntschaften
- d. Arbeit

Teilen Sie im Unterricht diese Informationen mit.

2. Notieren Sie wichtige Informationen über andere Figuren in der Geschichte. Wo sind diese Informationen im Text zu finden?

- a. Vater und Mutter
- b. Verlobte
- c. Eltern der Verlobten
- d. Karl und Hilde
- e. Diego, Teresa und Raoul
- f. Kronsorgeler

3. Aus welcher Perspektive wird diese Geschichte erzählt? Warum erfahren wir den Namen des jungen Mannes nicht?

4. «*Du fährst zu oft nach Heidelberg*» – das sind die Vorwürfe der Eltern des Studenten, die an mehreren Stellen im Text auftreten. Aber welche Bedeutung haben sie eigentlich? Warum halten andere Leute seine regelmäßige Fahrten nach Heidelberg für ein Problem?

5. Warum besucht er so oft die Chilenen? Was tut er für sie?

6. Welche Stellen im Text machen es deutlich, dass er kein Radikaler ist?

5. Aus welchem sozialen Milieu kommt die Familie des jungen Mannes? Aus welcher Familie kommt seine Verlobte? Warum ist das in dieser Geschichte wichtig?

7. Vor welcher Wahl steht er am Ende der Erzählung? Was würden Sie an seiner Stelle machen?

8. Welche Bedeutung sehen Sie in der Tatsache, dass er am Ende noch einmal zurückgeht, um sich von der Sekretärin zu verabschieden?

9. Welche Handlungsmöglichkeiten hat Kronsorgeler? Finden Sie ihn sympathisch? Warum (nicht)?

10. Welche Bedeutung haben die Motive Eddy Merckx und das Radfahren? Was meint Kronsorgeler damit, wenn er sagt: «Denken Sie an Eddy Merckx?»

Mit eigenen Worten

Kreuzen Sie fünf Stellen im Text an, wo Sie sprachlich oder inhaltlich etwas nicht verstehen. Lesen Sie diese Stellen vor. Andere Studenten im Kurs sollen versuchen, diese Stellen zu erklären, indem sie sie anders ausdrücken.

Diskussion

A. Sie sind Kronsorgeler und haben jetzt die Frage zu klären, bekommt der junge Mann die Stelle oder nicht? Begründen sie Ihre Entscheidung, denn Sie müssen diese Entscheidung vor anderen Kollegen in der Firma rechtfertigen. Schließlich haben Sie auch an Ihre Karriere zu denken!

B. Als leidenschaftlicher Radfahrer und sozial Engagierter haben Sie – der Protagonist – reines Gewissen. Erzählen Sie: wofür haben Sie sich am Ende entschieden, und warum? Begründen Sie Ihren Entschluss und erklären Sie, warum diese Entscheidung die richtigere/integere moralisch passende war. Integrieren Sie in Ihre Begründung wesentliche Episoden aus Ihrem Leben und berichten Sie, welches frühe Geschehen Sie am meisten beeinflusst hat.

Aufsatzthemen

1. Sie sind Kronsorgeler. Wollen Sie nun dem jungen Mann eine Stelle geben oder nicht? Begründen Sie schriftlich Ihre Antwort. Lesen Sie Ihren Bericht im Kurs vor.

2. Schreiben Sie über politische Kritik in Bölls Erzählung «Du fährst zu oft nach Heidelberg».

3. Der deutsche Student verfehlt also knapp seine Karrierechancen im öffentlichen Dienst, weil er Heidelberger Chilenen häufig beim Übersetzen von Anträgen, beim Ausfüllen von Formularen und Fragebögen hilft, und damit – unzutreffenderweise – als Kommunist in Verruf gerät. Wäre so etwas in der Ukraine möglich? Was denken Sie über den Einfluss politischer Ansichten auf den Karrierechancen. Schreiben Sie einen Bericht darüber.

Türken in Deutschland: Sie sind Bergarbeiter, Müllmänner, Putzfrauen. Deutsche Staatsbürger sind sie nicht. Seit vierzig Jahren leben sie unter uns – in ihrer eigenen Welt. Erst seit ihre Häuser brennen, nehmen wir sie wahr.

Frankfurter Allgemeiner vom 29.03. 2007

Vor dem Lesen

Türken in Deutschland

In den 60er, 70er und 80er Jahren kamen viele Türken (und auch Griechen, Jugoslawen, Italiener usw.) als «Gastarbeiter» nach Deutschland. Die meisten bekamen Arbeit in Fabriken, im Bauwesen und im Dienstleistungssektor. Viele Gastarbeiter, vor allem türkische Familien, sind geblieben, und heute wohnen fast 4 Millionen Türken in Deutschland. Für manche Türken ist das Leben in Deutschland recht problematisch. Die Sprache ist anders, die Kultur ist anders, die Mentalität ist anders, ja sogar das Wetter ist anders. Der Türke in folgender Geschichte musste in Deutschland Deutsch lernen, bevor er arbeiten durfte. Seine Deutschlehrerin erzählt uns über ihn.

Lesen Sie die Geschichte aufmerksam. Achten Sie beim Lesen darauf, wie der Türke Ali sein Gastland sieht. Was tut er, um sich in die deutsche Gesellschaft und Kultur zu integrieren?

Alev Tekinay

ALI STERN

«Frau Lehrerin, meine Lehrerin», ruft jemand in der überfüllten U-Bahn, während ich versuche, mich irgendwo festzuhalten. Ich schaue mich um und sehe einen jungen Mann, der mir freundlich zulächelt. Ich muss ihn kennen, er kommt mir irgendwie bekannt vor. Die U-Bahn rast durch dunkle Irrgänge, die Luft ist stickig, die Gesichter sind neurotisch. Aber dieses Gesicht, das freundlich lächelt... Dieselben nachtschwarzen Augen, die aber nicht wie damals leuchten, die jetzt rote Ränder haben. Das ist doch Ali, Ali Stern.

Nein, das ist nicht möglich, denke ich. Ali war ein Kind, verspielt, träumerisch, heiter und fröhlich. Aber dieser junge Mann, der mich begrüßt, ist viel älter als Ali. Sein Gesichtsausdruck ist ernst und verantwortungsvoll.

Ali war ein Schüler, der Deutsch lernte. Aber dieser junge Mann ist ein Arbeiter, er trägt einen blauen Arbeitskittel und hält einen Apparat in der Hand, eine Bohrmaschine, glaube ich.

Was ist das?

Das ist ein Schraubstock.

Hol den Hammer, bring die Feile.

Das ist eine Bohrmaschine. Wie funktioniert die?

Mit beiden Händen festhalten. Stecker rein. Auf den Knopf drücken.

Nicht «drücken», Ali, «drücken». Sprich mir nach, Ali.

Bereits die ersten Stunden damals im Intensivkurs. Und damals wusste Ali nicht, was eine Bohrmaschine ist. Jetzt hält er sie aber in der Hand und drückt sie fest an die Brust im Menschengewühl der U-Bahn. Und der U-Bahnfahrer ruft in sein Mikrofon: Nächster Halt Marienplatz. Einstieg bitte, Bahnsteig Mitte.

«Kennen Sie mich nicht mehr, meine Lehrerin?» fragt Ali enttäuscht.

«Ach ja, jetzt erkenne ich dich, Ali. Aber du bist so -, so, wie soll so ich sagen, du bist so verändert, Ali. Obwohl es nicht so lange her ist. Der Deutschkurs damals, wann war das?»

«Vor einem Jahr, meine Lehrerin. Im letzten Sommer».

«Ja, ja, Ali».

«Ich hab Sie gleich erkannt. Sie haben sich gar nicht verändert».

Ali spricht Deutsch mit mir. Fast akzentfrei. Recht hat er auch, mit mir Deutsch zu sprechen, denn damals im Intensivkurs sprach ich mit ihm nur Deutsch. Es war ja Vorschrift. Das tue ich gewöhnlich mit allen meinen neuen Schülern. Jetzt besteht aber kein Grund mehr dafür. Alis Deutschkurs ist schon längst vorbei. Vorschriften gibt es jetzt nicht mehr. Deshalb versuche ich, mit ihm in unserer Muttersprache zu reden. Ich finde es unnatürlich, wenn zwei Türken miteinander Deutsch reden. Aber Ali ist trotzig. Er gibt nicht nach. Die Fragen, die ich ihm auf türkisch stelle, beantwortet er auf deutsch.

«Hast du deine Muttersprache verlernt, Ali?» frage ich. Er lächelt schüchtern. Eine Reihe nikotingelber Zähne. Damals rauchte Ali nicht.

«Na ja, wissen Sie», murmelt er, «verlernt habe ich sie natürlich nicht. Aber türkische Wörter fallen mir manchmal nicht ein. Außerdem bin ich der Meinung, dass man die Sprache des Landes sprechen so muss, in dem man lebt».

Ali hat Ansichten. Damals schon war er ein Integrationsfanatiker. Das muss man ihm lassen. Die Ausländerfeindlichkeit, über die sich die anderen Schüler so aufregten berührte Ali kaum. Er schimpfte nie mit den Gastgebern. «Das ist ihr Land», sagte er, «man muss sich nach ihren Bestimmungen richten».

Vielleicht war Ali der friedlichste Schüler, den ich je gehabt habe.

«Und was machst du jetzt, Ali?»

«Ich bin Arbeiter!»

«Gefällt es dir noch hier?»

«Ja, das heißt – ich meine nur, damals im Deutschkurs war's doch viel schöner.

Damals im Deutschkurs ... Ali war erst vor einigen Wochen nach Deutschland gekommen und konnte kein Wort Deutsch, als der Intensivkurs begann. Im Fall wie viele andere, dieser Ali, der nichts anderes im Kopf hatte als so schnell wie möglich Gastarbeiter zu werden. Ein werdender Gast also, wenn alles klappte mit der Aufenthalts- und Arbeitererlaubnis. Ein junger Türke in den Fußstapfen seines Vaters.

Ali war damals siebzehn Jahre alt. Wir hatten den neuen Intensivkurs in zwei Gruppen geteilt, weil wir homogene Klassen haben wollten: Anfänger mit wenig Deutschkenntnissen und die Anfänger mit Nullkenntnissen. Die letzteren bekam ich natürlich. Manchmal habe ich's satt, bei jedem Intensivkurs bei Adam und Eva anfangen zu müssen, das deutsche Alphabet, die deutsche Aussprache, die deutsche Orthographie.

Aber ich bin eben eine Türkin, und für die Schulleitung liegt der Gedanke nahe, dass ich die schwere deutsche Grammatik meinen jungen Landsleuten mit Nullkenntnissen vergleichend und besser erklären kann als die deutschen Kollegen.

Ali wurde damals meiner Klasse zugeteilt. Er war ein braver und aufmerksamer Schüler.

Damals im Intensivkurs ... Mai, Juni, Juli. Die Hälfte vom August. Dreieinhalbmonate lang. Tag für Tag. Auch an Wochenenden. Unterricht unter der Woche, kulturelle Veranstaltungen am Wochenende. Sommer in München. Tropisch heiß und nass, kalt und hässlich zugleich.

Jeden Tag eine Portion deutsche Grammatik und an den Wochenenden eine Portion deutsche Kultur. Deutsches Museum, das Stadtmuseum, das Jugendtheater, das BMW-Museum ...

Die Mädchen (im damaligen Intensivkurs waren's nur drei) saßen eng nebeneinander und weit entfernt von den Buben. Emine trug stets ein Kopftuch, die anderen zwei nicht. Sabiha hatte immer ein rotes Gesicht. Sie weinte viel. Heimweh oder Schwierigkeiten mit den Eltern? Ich bin nie dahinter gekommen, weil sie zu schüchtern war und – im Gegensatz zu meinen Schülerinnen von anderen Intensivkursen – mir niemals ihr Herz ausgeschüttet hat. Meral war ein modernes Mädchen. Sie war auch viel begabter als die anderen Mädchen in Bezug auf das Thema «Anpassung», aber am wenigsten begabt für die deutsche Aussprache. Manchmal dauerte es Minuten, bis sie «Hausaufgaben» oder «Bügeleisen» sagen konnte.

Die Schwierigkeit der deutschen Grammatik hatte die anfängliche Begeisterung der Mädchen vertrieben. Auch die Buben hatten ihr anfängliches Interesse verloren. Nur Ali nicht.

Und irgendwann tauchte das Wort «Stern» auf, in der siebten Lektion, glaube ich, als ich ihnen die Bezeichnungen für Himmelskörper und Naturerscheinungen beibrachte. Und Ali sagte: «Stern, das heißt also Yildiz wie mein Familienname. Einen schönen Namen habe ich. Ali Stern».

Er taufte sich um. Von Yildiz in Stern. Von dem Tag an unterschrieb er die Übungen und Klassenarbeiten mit dem neuen Namen: Ali Stern. (Ich hab noch diese Übungsblätter und Schularbeiten irgendwo in einer Mappe.) Und «Ali Stern» antwortete er stolz, wenn man ihn fragte: Wie heißt du?

«Nächster Halt Sendlinger Torplatz», ruft der U-Bahnfahrer in sein Mikrofon, und ich zuckte zusammen, weil ich in die Erinnerungen an den damaligen Intensivkurs versunken war.

Nun kann man etwas freier atmen. Die Hälfte der Fahrgäste ist ausgestiegen. Es sind sogar Sitzplätze frei geworden. Und wir setzen uns.

«Hast du etwas von den anderen gehört?» frage ich Ali». Sabiha weint immer noch», erzählt er, «und Emine ist in die Türkei zurückgegangen, weil ihre Eltern sie mit einem Landsmann verheiraten wollen. Meral ist – na ja. Sie kann nun die deutsche Aussprache etwas besser und lebt wie eine Deutsche. Reden wir lieber nicht über sie».

«Und die Jungs?» möchte ich wissen. «Adnan zum Beispiel, oder Omer und Metin?»

«Adnan putzt die Toiletten am Stachus», berichtet Ali, «Omer arbeitet auf einer Baustelle. Metin ist in die Türkei zurückgekehrt. Er will das Abitur nachholen. Und dann studieren. Was für ein verrückter Traum!»

«Und du, Ali? Du bist mit deiner Arbeit nicht zufrieden, hab ich den Eindruck».

«Das habe ich nicht gesagt. Aber»

«Wo arbeitest du?»

«In einer Fabrik. Aber dort gibt es viel Gift, wissen Sie. Und meine Augen, die tun so weh».

«Warst du nicht beim Arzt?»

«Doch. Ich bin ja nun versichert».

«Etwas stimmt bei dir nicht, Ali».

«Es ist so, ich – nun – ach, ist ja auch nicht so wichtig».

Ein achtzehnjähriger alter Mann steht vor mir, zusammengeschrumpft, schmale Schultern, nikotingelbe Zähne, ernst, sorgsam, reif, zu reif für sein Alter.

«Nächster Halt: Goetheplatz», ertönt es wieder im U-Bahnabteil.

«Ich muss hier aussteigen», meldet Ali, «ich muss zum Betrieb. Ich hab die Bohrmaschine reparieren lassen. Nun muss ich sie zurückbringen. Man wartet schon auf mich. Schön, dass ich Sie gesehen habe. Ich danke Ihnen viel. Auf Wiedersehen, meine Lehrerin».

«Wiedersehen, Ali Stern», flüstere ich nachdenklich. Als er diesen Namen hört, hält er inne, dreht sich um, während die U-Bahntüren aufgehen.

«Ali Stern. So nennen mich die deutschen Kollegen im Betrieb. Ich habe einen deutschen Namen!»

Er versucht zu lächeln. Krampfhaft. Sein achtzehn Jahre altes Gesicht zieht sich in Falten. Dann steigt er aus. Die Türen werden geschlossen. Die U-Bahn fährt weiter. Ohne Ali Stern. Aber ich rede weiter mit Ali. Ich sage ihm jetzt alles, was ich ihm während der kurzen Begegnung in der überfüllten U-Bahn nicht sagen konnte:

Selbst wenn ich wollte, könnte ich mich nicht so verändern wie du, Ali. Denn ich sitze ja nicht täglich acht Stunden am Fließband wie du, ich atme auch weniger Gift als du, nur Kreidestaub, von Abgasen abgesehen. Zugegeben, auch meine Arbeit ist schwer. Oft habe ich einen trockenen Hals nach acht Stunden Unterricht, und hab meistens keine Kraft mehr, den Mund aufzumachen. Manchmal tun auch mir die Knochen weh, als ob ich Steine geschleppt hätte wie Omer auf der Baustelle. Aber ich bin glücklich, denn ich habe euch. Und ich bin traurig wegen euch. Ihr kommt zu mir, um Deutsch zu lernen. Und ihr geht von mir, um Gastarbeiter zu werden. Das ist euer Wunsch, ich weiß. Euch zuliebe spiele ich mit. Und am Anfang seid ihr noch Kinder, jung, verspielt, träumerisch und fröhlich. Ich gebe euch die deutsche Grammatik, ihr gebt mir eure Jugend und Hoffnungen. Ihr verdankt mir viel, ich verdanke euch mehr.

Ihr macht Wandlungen durch, aber ich bleibe gleich, an der Tafel, am Tageslichtprojektor, und wiederhole dieselben Sätze wie ein Automat: Ist das eine Rohrzange? Nein, das ist keine Rohrzange, das ist ein Hammer (*der* Hammer, deshalb *ein*, *die* Rohrzange, deshalb *eine* und *keine*) ... Leb wohl, Ali Stern.

Es ist für mich ein schmerzhaftes Gefühl, meinen ehemaligen Schülern zu begegnen.

Grundwortschatz

- *das Abgas; der Anfänger; das Bügeleisen; die Bezeichnung; die Bohrzange; die Erlaubnis; die Feile; die Fußstapfe; das Gift; das Gewühl; der Hammer; das Heimweh; die Landsleute; der Schraubstock; die Wandlung;*
- *beibringen; dahinterkommen; einfallen; innehalten; nachgeben; rasen; schimpfen; sich richten nach Dat.; sich umtaufen;*

- verlernen; vertreiben; versichert sein; j-m zulächeln;
zusammenschrumpfen;*
- *enttäuscht; krampfhaft; stickig;*
 - *j-m sein Herz ausschütten; in Bezug auf Akk.; j-m zuliebe; der Gedanke kriegt nahe für Akk.; in die Erinnerungen versinken.*

Wortschatzaufgaben

1. Dieser Text enthält eine Anzahl recht brauchbarer Substantive, die aus zwei oder mehreren Wörtern zusammengesetzt sind. (Es gibt sogar ein Wort mit zweiundzwanzig Buchstaben!) Ein solches Wort bezeichnet man als ein *Kompositum*, Pl. *Komposita*. Suchen Sie aus dem Text acht bis zehn solche Wörter. Vergleichen Sie Ihre Wörter mit denen anderer Personen im Kurs. Bilden Sie mit *einem* Teil jeder Ihrer Wörter neue Komposita. Vergessen Sie nicht, dass der Artikel vom letzten Wort im Kompositum bestimmend ist.

Beispiel: die Bohrmaschine – **die Nähmaschine** oder: die Bohrstelle

2. Die folgenden Adjektive kommen im Text vor. Welche von ihnen beschreiben Ali Stern während des Intensivkurses? Welche beschreiben ihn später als Arbeiter?

im Intensivkurs als Arbeiter

- aufmerksam _____
brav _____
ernst _____
freundlich _____
friedlich _____
fröhlich _____
heiter _____
reif _____
sorgsam _____
träumerisch _____

Leseverstehen

1. Suchen Sie Stellen im Text, die zeigen, dass Ali Stern sich seit seinem Intensivkurs in Deutsch verändert hat.

2. Machen Sie eine Liste der türkischen Kursteilnehmer im Intensivkurs. Schreiben Sie eine kurze Charakterisierung für jede dieser Figuren. Erzählen Sie, was aus ihnen geworden ist.

3. Suchen Sie Sätze, in denen die Lehrerin ihre Gefühle nach der Begegnung mit Ali zum Ausdruck bringt. Welche Adjektive verwendet sie?

Mit eigenen Worten

Erklären Sie den Kontext und die Bedeutung der Sätze.

Beispiel:

Er taufte sich um. Von Yildiz in Stern. Von dem Tag an unterschrieb er die Übungen und Klassenarbeiten mit dem neuen Namen.

Yildiz heißt Stern auf türkisch. Ali Yildiz wollte einen deutschen Namen haben und nannte sich jetzt Ali Stern.

1. Damals schon war er ein Integrationsfanatiker. Das muss man ihm lassen. Die Ausländerfeindlichkeit, über die sich die anderen Schüler so aufregten, berührte ihn kaum. Er schimpfte nie mit den Gastgebern. «Das ist ihr Land», sagte er, «man muss sich nach ihren Bestimmungen richten»

2. Was ist das?

- Hol den Hammer, bring die Feile.
- Das ist eine Bohrmaschine, Wie funktioniert die?
- Mit beiden Händen festhalten. Stecker rein. Auf den Knopf drücken. Nicht «drücken», «drücken». Sprich mir nach, Ali.

3. Ich sitze ja nicht täglich acht Stunden am Fließband wie du. Ich atme auch weniger Gift als du, nur Kreidestaub, von Abgasen abgesehen. Zugegeben, auch meine Arbeit ist schwer.

4. Manchmal habe ich's satt, bei jedem Intensivkurs bei Adam und Eva anfangen zu müssen.

5. «Hast du deine Muttersprache verlernt?»

Diskussion

1. Warum schreibt die Autorin am Ende, es sei für sie ein schmerzhaftes Gefühl, ihren ehemaligen Schülern zu begegnen?

2. Auf welche Weise kontrastiert die Erzählerin die türkische und die deutsche Welt?

3. Mit welchen Problemen und kulturellen Unterschieden wären Sie konfrontiert, wenn Sie so einen Sprachkurs in Deutschland besucht hätten? Berichten Sie darüber.

Aufsatzthemen

1. Ali möchte jetzt länger in Deutschland bleiben, aber er braucht eine verlängerte Aufenthaltserlaubnis. Er bittet Sie um ein Empfehlungsschreiben.

2. Zur Zeit wandern sehr viele Ausländer aus anderen Völkergruppen in die Vereinigten Staaten ein. Kennen Sie vielleicht solche Leute persönlich oder vom Hörensagen? Können Sie von den Erlebnissen und/oder Problemen dieser Menschen erzählen?

3. Stellen Sie sich vor, Ihre Eltern ziehen für zwei Jahre nach Deutschland oder Österreich und nehmen Sie mit. Sie möchten sich völlig in das Leben und die Kultur Ihres Gastlandes integrieren. Wie machen Sie das?

Kurt Kusenberg EIN VERÄCHTLICHER BLICK

Das Telefon summte, der Polizeipräsident nahm den Hörer auf. «Ja?»
«Hier spricht Wachtmeister Kerzig. Soeben hat ein Passant mich verächtlich angeschaut».

«Vielleicht irren Sie», gab der Polizeipräsident zu bedenken. «Fast jeder, der einem Polizisten begegnet, hat ein schlechtes Gewissen und blickt an ihm vorbei. Das nimmt sich dann wie Geringschätzung aus».

«Nein», sprach der Wachtmeister. «So war es nicht. Er hat mich verächtlich gemustert, von der Mütze bis zu den Stiefeln».

«Warum haben Sie ihn nicht verhaftet?»

«Ich war zu bestürzt. Als ich die Kränkung erkannte, war der Mann verschwunden».

«Würden Sie ihn wiedererkennen?»

«Gewiss. Er trägt einen roten Bart».

«Wie fühlen Sie sich?»

«Ziemlich elend».

«Halten Sie durch, ich lasse Sie ablösen».

Der Polizeipräsident schaltete das Mikrofon ein. Er entsandte einen Krankenwagen in Kerzigs Revier und ordnete an, dass man alle rotbärtigen Bürger verhaftete.

Die Funkstreifen waren gerade im Einsatz, als der Befehl sie erreichte. Zwei von ihnen probierten aus, welcher Wagen der schnellere sei, zwei andere feierten in einer Kneipe den Geburtstag des Wirtes, drei halfen einem Kameraden beim Umzug, und die übrigen machten Einkäufe. Kaum aber hatten sie vernommen, um was es ging, preschten sie mit ihren Wagen in den Kern der Stadt.

Sie riegelten Straßen ab, eine um die andere, und kämten sie durch. Sie liefen in die Geschäfte, in die Gaststätten, in die Häuser, und wo sie einen Rotbart aufspürten, zerrten sie ihn fort. Überall stockte der Verkehr. Das Geheul der Sirenen erschreckte die Bevölkerung, und es liefen Gerüchte um, die Hetzjagd gelte einem Massenmörder.

Wenige Stunden nach Beginn des Kesseltreibens war die Beute ansehnlich; achtundfünfzig rotbärtige Männer hatte man ins Polizeipräsidium gebracht. Auf zwei Krankenschwestern gestützt, schritt Wachtmeister Kerzig die Verdächtigen ab, doch den Täter erkannte er nicht wieder. Der Polizeipräsident schob es auf Kerzigs Zustand und befahl, dass man die Häftlinge verhöre. «Wenn sie», meinte er, «in *dieser* Sache unschuldig sind, haben sie bestimmt etwas anderes auf dem Kerbholz. Verhöre sind immer ergiebig».

Ja, das waren sie wohl, jedenfalls in jener Stadt. Man glaube jedoch nicht, dass die Verhörten misshandelt wurden; so grob ging es nicht zu, die Methoden waren feiner. Seit langer Zeit hatte die Geheimpolizei durch unauffälliges Befragen der Verwandten und Feinde jedes Bürgers eine Kartei angelegt, aus der man erfuhr, was ihm besonders widerstand: das Rattern von Stemmbohrern, grelles Licht, Karbolgeruch, nordische Volkslieder, der Anblick enthäuteter Ratten, schlüpfrige Witze, Hundegebell, Berührung mit Fliegenleim, und so fort. Gründlich angewandt, taten die Mittel meist ihre Wirkung: sie entpressten den Befragten Geständnisse, echte und falsche, wie es gerade kam, und die Polizei frohlockte. Solches stand nun den achtundfünfzig Männern bevor.

Der Mann, dem die Jagd galt, befand sich längst wieder in seiner Wohnung. Als die Polizisten bei ihm läuteten, hörte er es nicht, weil er Wasser in die Badewanne strömen ließ. Wohl aber hörte er, nachdem das Bad bereitet war, den Postboten klingeln und empfing von ihm ein Telegramm. Die Nachricht war erfreulich, man bot ihm einen guten Posten im Ausland an – freilich unter der Bedingung, dass er sofort abreise.

«Gut», sagte der Mann. «Gut. Jetzt sind zwei Dinge zu tun: der Bart muss verschwinden, denn ich bin ihn leid, und ein Pass muss her, denn ich habe keinen».

Er nahm sein Bad, genüsslich, und kleidete sich wieder an. Dem Festtag zu Ehren wählte er eine besonders hübsche Krawatte. Er ließ sich durchs Telefon sagen, zu welcher Stunde er auf ein Flugzeug rechnen könne. Er verließ das Haus, durchschritt einige Straßen, in die wieder Ruhe eingekehrt war, und trat bei einem Friseur ein. Als dieser sein Werk verrichtet hatte, begab der Mann sich ins Polizeipräsidium, denn nur dort, das wusste er, war in sehr kurzer Frist ein Pass zu erlangen.

Hier ist nachzuholen, dass der Mann den Polizisten in der Tat geringschätzig angeschaut hatte – deshalb nämlich, weil Kerzig seinem Vetter Egon ungemein glich. Für diesen Vetter, der nichts taugte und ihm Geld schuldete, empfand der Mann Verachtung, und die war nun, als er Kerzig gewahrte, ungewollt in seinen Blick hineingeraten. Kerzig hatte also richtig beobachtet, gegen seine Meldung konnte man nichts einwenden. So einfach, wie der Mann es gewöhnt, ließ sich die Sache mit dem Pass nicht an. Es half ihm nichts, dass er mancherlei Papiere bei sich führte, dass er das Telegramm vorwies: die vermessene Hast des Unternehmens erschreckte den Passbeamten.

«Ein Pass», erklärte er, «ist ein wichtiges Dokument. Ihn auszufertigen, verlangt Zeit».

Der Mann nickte. «So mag es in der Regel sein. Aber jede Regel hat Ausnahmen».

«Ich kann den Fall nicht entscheiden», sagte der Beamte. «Das kann nur der Polizeipräsident».

«Dann soll er es tun».

Der Beamte kramte die Papiere zusammen und erhob sich. «Kommen Sie mit», sprach er. «Wir gehen den kürzesten Weg – durch die Amtszimmer».

Sie durchquerten drei oder vier Räume, in denen lauter rotbärtige Männer saßen. «Drollig», dachte der Mann. «Ich wusste nicht, dass es ihrer so viele gibt. Und nun gehöre ich nicht mehr dazu».

Wie so mancher Despot, gab der Polizeipräsident sich gern weltmännisch. Nachdem der Beamte ihn unterrichtet hatte, entließ er ihn und hieß den Besucher Platz nehmen. Diesem fiel es nicht leicht, ein Lächeln aufzubringen, denn der Polizeipräsident ähnelte seinem Vetter Artur, den er gleichfalls nicht mochte. Doch die Muskeln, die ein Lächeln bewirken, taten brav ihre Pflicht – es ging ja um den Pass.

«Kleine Beamte», sprach der Polizeipräsident, «sind ängstlich und meiden jede Entscheidung. Selbstverständlich bekommen Sie den Pass, sofort, auf der Stelle. Ihre Berufung nach Istanbul ist eine Ehre für unsere Stadt. Ich gratuliere». Er drückte einen Stempel in den Pass und unterschrieb.

Lässig, als sei es ein beliebiges Heftchen, reichte er seinem Besucher das Dokument. «Sie tragen da», sprach er, «eine besonders hübsche Krawatte. Ein Stadtplan – nicht wahr?»

«Ja», erwiderte der Mann. «Es ist der Stadtplan von Istanbul».

«Reizender Einfall. Und nun» – der Polizeipräsident stand auf und reichte dem Mann die Hand – «wünsche ich Ihnen eine gute Reise». Er geleitete den Besucher zur Tür, winkte ihm freundlich nach und begab sich in die Räume, wo man die Häftlinge vernahm.

Ihre Pein zu kürzen, hatten die Bedauernswerten manches Delikt eingestanden, nur jenes nicht, dessen man sie bezichtigte. «Weitermachen!» befahl der Polizeipräsident und ging zum Mittagessen.

Bei seiner Rückkehr fand er eine Meldung vor. Ein Friseur hatte ausgesagt, er habe am Vormittag einen Kunden auf dessen Wunsch seines roten Bartes entledigt. Den Mann selbst könne er nicht beschreiben, doch erinnere er sich eines auffälligen Kleidungsstückes: einer Krawatte mit einem Stadtplan.

«Ich Esel!» schrie der Polizeipräsident. Er eilte die Treppe hinunter, zwei Stufen mit jedem Satz. Im Hof stand wartend sein Wagen. «Zum Flugplatz!» rief er dem Fahrer zu und warf sich auf den Rücksitz.

Der Fahrer tat, was er vermochte. Er überfuhr zwei Hunde, zwei Tauben und eine Katze, er schrammte eine Straßenbahn, beschädigte einen Handwagen mit Altpapier und erschreckte Hunderte von Passanten. Als er sein Ziel erreichte, erhob sich weit draußen, auf die Sekunde pünktlich, das Flugzeug nach Istanbul von der Rollbahn.

Grundwortschatz

- *die Beute, das Delikt; die Funkstreife; das Geheul; die Geringschätzung; das Geständnis; die Hetzjagd; der Kessel, die Kränkung; der Passant; die Pein; das Revier; der Stiefel;*
- *abriegeln; ähneln Dat.; sich (gut) anlassen; ausfertigen; sich (gut, schlecht) ausnehmen; sich begeben; bezichtigen; einwenden; erlangen; frohlocken; geleiten; gleichen Dat.; misshandeln; preschen; rattern; schrammen; summen; verrichten; wähen; zerren;*
- *ansehnlich; bestürzt über Akk. sein; drollig; elend; ergiebig; gewiss, grell, lässig; übrig;*
- *j-m zu bedenken geben; sich geben heißen; im Einsatz sein; der Verkehr stockt; es geht (läuft) ein Gerücht um, dass ...; etwas auf dem Kerbholz haben.*

Leseverstehen

Beantworten Sie folgende Fragen. Antworten Sie in Ihren eigenen Worten und achten Sie auf einen gepflegten Ausdruck.

1. Wie erfüllen die Polizisten ihre Aufgabe vor dem Einsatzbefehl des Polizeipräsidenten ?
2. Welches Bild der Bürokratie erhalten wir in dieser Geschichte ?
3. Zeigen Sie die Ironie des Satzes: « Wir gehen den kürzesten Weg... »
4. Analysieren Sie das Verhalten des Polizeipräsidenten.
5. Zeigen Sie präzise:
 - a) wie die ganze Geschichte anfängt;
 - b) welches Element jeweils die Strategie der Polizei durchkreuzt und bewirkt, dass der Schuldige schließlich entkommt.
6. Was will uns Kusenbergl mit dieser Geschichte zeigen ?

Diskussion

1. Kommentieren Sie im Kurs verzerrtes Porträt eines Überwachungsstaates: Unangemessenheit der Reaktion des Polizeipräsidenten auf die Klage des Wachtmeisters – Übertreibung – Abweichung von der Wirklichkeit:

- a. übertreibendes Reagieren des Wachtmeisters auf den «verächtlichen Blick» des Rotbärtigen.
- b. übertreibende Maßnahmen des Polizeipräsidenten, die Fahndung und die Verhaftung von 58 Rotbärtigen.

3. Besprechen Sie im Kurs die These: «Der Unsinn gehört dem Sinn zu; er ist seine Kehrseite. In den Gefilden des Sinns herrscht strenge Hierarchie, im Reich des Unsinn fröhliche Anarchie, auch gibt es dort keine Standesunterschiede: gleiche Kappen, gleiche Brüder». Wie bezieht sich diese These auf die Geschichte von Kurt Kusenberg?

Erich Kästner **Vor dem Lesen**

Erich Kästner erzählt in seinem Buch die Geschichte der Schildbürger für Kinder nach. Im Mittelalter gab es einmal eine Stadt, die Schilda hieß. Deshalb nannte man deren Bewohner auch die Schildbürger. Das waren sehr merkwürdige Leute. Denn alles, was sie machten, war verkehrt. Und alles, was man ihnen sagte, nahmen sie wörtlich. Das brachte manche Kaufleute, die durch Schilda kamen, in Verzweiflung, andere hingegen lachten sich über die Dummheiten der Schildbürger kaputt. Diese bauten zum Beispiel ein dreieckiges Rathaus ohne Fenster. Damit sie jedoch im Rathaus auch etwas sehen konnten, schaufelten sie den Sonnenschein in Eimer und Fässer und trugen ihn wie Wasser hinein. Als das Salz knapp wurde, wollten die Schildbürger auf ihrem Acker Salz aussäen. Doch statt Salzkraut wuchsen dort nur Brennesseln. Ein anderes Mal veranstalteten die Schildbürger einen Wettstreit, um den neuen Bürgermeister zu wählen. Derjenige, der am besten reimen konnte, sollte Bürgermeister werden. Eines Tages gaben die Schildbürger jedoch ihre Stadt auf und wanderten in alle Himmelsrichtungen aus, um sich in anderen Städten niederzulassen. Heute leben dort noch die Urenkel und die Ururenkel der Schildbürger.

DIE SCHILDBÜRGER BAUEN EIN RATHAUS

Der Plan, das neue Rathaus nicht viereckig, sondern dreieckig zu bauen, stammte vom Schweinehirten. Er hatte, wie schon gesagt, den Schiefen Turm von Pisa erbaut, der mittlerweile eine Sehenswürdigkeit geworden war, und erklärte stolz: «Ein dreieckiges Rathaus ist noch viel sehenswerter als ein schiefer Turm. Deshalb wird Schilda noch viel berühmter werden als Pisa!» Die anderen hörten das mit großem Behagen. Denn auch die Dummen werden gerne berühmt. Das war im Mittelalter nicht anders als heute.

So gingen also die Schildbürger schon am nächsten Tag morgens um sieben an die Arbeit. Und sechs Wochen später hatten sie die drei Mauern aufgebaut. In der dem Marktplatz zugekehrten Breitseite war ein großes Tor ausgespart worden. Und es fehlte nur noch das Dach. Nun, auch das Dach kam bald zustande, und am Sonntag darauf fand die feierliche Einweihung des neuen Rathauses statt. Sämtliche Einwohner erschienen in ihren Sonntagskleidern und begaben sich, mit dem Schweinehirten an der Spitze, in das weiß gekalkte, dreieckige Gebäude. Doch sie waren noch nicht an der Treppe, da purzelten sie auch schon durcheinander, stolperten über fremde

Füße, traten irgendwem auf die Hand, stießen mit den Köpfen zusammen und schimpften wie die Rohrspatzen. Die drin waren, wollten wieder heraus. Die draußen standen, wollten unbedingt hinein. Es gab ein fürchterliches Gedränge! Endlich landeten sie alle, wenn auch zerschunden und mit Beulen und blauen Flecken, wieder im Freien, blickten einander ratlos an und fragten aufgeregt: «Was war denn eigentlich los?» Da kratzte sich der Schuster hinter den Ohren und sagte: «In unserem Rathaus ist es finster!» – «Stimmt!» riefen die andern. Als aber der Bäcker fragte: «Und woran liegt das?», wussten sie lange keine Antwort. Bis der Schneider schüchtern sagte: «Ich glaube, ich habe es». – «Nun?» – «In unserem neuen Rathaus,» fuhr der Schneider bedächtig fort, «Ist kein Licht!» Da sperrten sie Mund und Nase auf und nickten zwanzigmal. Der Schneider hatte recht. Im Rathaus war es finster, weil kein Licht drin war!

Am Abend trafen sie sich beim Ochsenwirt, tranken eins und beratschlagten, wie man Licht ins Rathaus hineinschaffen könne. Es wurde eine ganze Reihe Vorschläge gemacht. Doch sie gefielen ihnen nicht besonders. Erst nach dem fünften Glas Braunbier fiel dem Hufschmied das Richtige ein. «Das Licht ist ein Element wie das Wasser», sagte er nachdenklich. «Und da man das Wasser in Eimern ins Haus tragen kann, sollten wir es mit dem Licht genauso machen!» – «Hurra!» riefen sie alle. «Das ist die Lösung!» Am nächsten Tag hätten ihr auf dem Marktplatz sein müssen! Das heißt, ihr hätten gar keinen Platz gefunden. Überall standen Schildbürger mit Schaufeln, Spaten, Besen und Mistgabeln und schaufelten den Sonnenschein in Eimer und Kessel, Kannen, Töpfen, Fässer und Waschkörbe. Andere hielten große, leere Kartoffelsäcke ins Sonnenlicht, banden dann die Säcke geschwind mit Stricken zu und schleppten sie ins Rathaus. Dort banden sie die Säcke auf, schütteten das Licht ins Dunkel und rannten wieder auf den Markt hinaus, wo sie die leeren Säcke von neuem aufhielten und die Eimer und Fässer und Körbe wieder voll schaufelten. Ein besonders Schlauer hatte eine Mausefalle aufgestellt und fing das Licht in der Falle. So trieben sie es bis zum Sonnenuntergang. Dann wischten sie sich den Schweiß von der Stirn und traten gespannt durch das Rathausstor. Sie hielten den Atem an. Sie sperrten die Augen auf. Aber im Rathaus war es genauso dunkel wie am Tag zuvor. Da ließen sie die Köpfe hängen und stolperten wieder ins Freie.

Wie sie so auf dem Marktplatz herumstanden, kam ein Landstreicher des Weges und fragte, wo es denn fehle. Sie erzählten ihm ihr Missgeschick und dass sie nicht ein noch aus wüssten. Er merkte, dass es mit ihrer Gescheitheit nicht weit her sein konnte, und sagte: «Kein Wunder, dass es in eurem Rathaus finster ist! Ihr müsst das Dach abdecken!» Sie waren sehr verblüfft. Und der Schweinehirt meinte: «Wenn dein Rat gut sein sollte,

darfst du bei uns in Schilda bleiben, solange du willst». – «Jawohl!», fügte der Ochsenwirt hinzu, «und essen und trinken darfst du bei mir umsonst!» Da rieb sich der Landstreicher die Hände, ging ins Wirtshaus und bestellte eine Kalbshaxe mit Kartoffelsalat und eine Kanne Bier.

Tags darauf deckten die Schildbürger das Rathausdach ab, und – o Wunder! – mit einem Male war es im Rathaus sonnenhell! Jetzt konnten sie endlich ihre Ratssitzungen abhalten, Schreibarbeiten erledigen, Gemeindewiesen verpachten, Steuern einkassieren und alles übrige besorgen, was während der Finsternis im Rathaus liegengelassen war. Da es damals Sommer war und ein trockener Sommer obendrein, störte es nicht weiter, dass sie kein Dach überm Kopf hatten. Und der Landstreicher lebte auf ihre Kosten im Gasthaus, tafelte mittags und abends, was das Zeug hielt, und kriegte einen Bauch.

Das ging lange Zeit gut. Bis im Herbst graue Wolken am Himmel heraufzogen und ein Platzregen einsetzte. Es hagelte sogar. Und die Schildbürger, die gerade in ihrem Rathaus ohne Dach saßen, wurden bis auf die Haut nass. Dem Hufschmied sauste ein Hagelkorn, groß wie ein Taubenei, aufs Nasenbein. Der Sturm riss fast allen die Hüte vom Kopf. Und sie rannten durchnässt nach Hause, legten sich ins Bett, tranken heißen Fliedertee und niesten.

Als sie am nächsten Tag mit warmen Tüchern um den Hals und mit roten, geschwollenen Nasen zum Ochsenwirt kamen, um den Landstreicher zu fragen, was sie nun tun sollten, war er verschwunden. Da sie nun niemanden hatten, der ihnen hätte helfen können, versuchten sie es noch ein paar Wochen mit dem Rathaus ohne Dach.

Als es dann aber gar zu schneien begann und sie wie die Schneemänner am Rathhaustisch hockten, meinte der Schweinehirt: «Liebe Mitschildbürger, so geht es nicht weiter. Ich beantrage, dass wir, mindestens für die nasse Jahreszeit, das Dach wieder in Ordnung bringen». Sein Antrag wurde von allen, die sich erkältet hatten angenommen. Es waren die meisten. Und so deckten sie den Dachstuhl, wie vorher, mit Ziegeln.

Nun war es im Rathaus freilich wieder stockfinster. Doch diesmal wussten sich die Schildbürger zu helfen. Sie steckten sich einen brennenden Holzspan an den Hut. Und wenn es auch nicht sehr hell war, so konnten sie einander doch wenigstens ungefähr erkennen. Leider begannen die Späne nach einer Viertelstunde zu flackern. Nach einer halben Stunde roch es nach angebrannten Hüten. Und schon saßen die Männer, wie vor Monaten, im Dunkeln. Es war sehr still geworden. Sie schwiegen vor lauter Erbitterung. Plötzlich rief der Schuster aufgeregt: «Da! Ein Lichtstrahl!» Tatsächlich! Die Mauer hatte einen Riss bekommen, und durch ihn tanzte ein Streifen Sonnenlicht! Wie gebannt starrten sie auf den goldenen Gruß von draußen.

«O wir Esel!» brüllte da der Schweinehirt. «Wir haben ja die Fenster vergessen!» Dabei sprang er auf, fiel im Dunkeln über die Beine des Schmiedes und schlug sich an der Tischkante drei Zähne aus.

So war es. Sie hatten tatsächlich die Fenster vergessen! Sie stürzten nach Hause, holten Spitzhacken, Winkelmaß und Wasserwaage, und noch am Abend waren die ersten Fenster fix und fertig. So wurden die Schildbürger zwar nicht wegen ihres dreieckigen Rathauses, sondern vielmehr wegen ihrer vergessenen Fenster berühmt. Es dauerte nicht lange, so kamen auch schon die ersten Reisenden nach Schilda, bestaunten die Einwohner, übernachteten und ließen überhaupt ein gutes Stück Geld in der Stadt. «Seht ihr», sagte der Ochsenwirt zu seinen Freunden, «als wir gescheit waren, mussten wir das Geld in der Fremde verdienen. Jetzt, da wir dumm geworden sind, bringt man es uns ins Haus!»

Texterläuterungen

- der Schweinehirt(e): jemand, der eine Herde von Schweinen (auf der Weide) bewacht;
- die Einweihung: feierliche Zeremonie zur Eröffnung eines neuen Gebäudes;
- das Gedränge: ein Durcheinander von vielen Menschen / Tieren auf engem Raum – Gewühl;
- landen: (hier) an die genannte Stelle kommen, ohne dass dies so geplant war – irgendwohin gelangen;
- im Freien: nicht in einem Gebäude, sondern draußen;
- der Hufschmied: ein Schmied, der Pferde mit Hufeisen beschlägt;
- schaufeln: etwas mit einer Schaufel, in den hohlen Händen o.Ä. irgendwohin bewegen;
- schleppen: etwas Schweres mit viel Mühe (irgendwohin) tragen;
- der Landstreicher: jemand, der keine Wohnung hat und von einem Ort zum anderen geht – Vagabund, Bettler;
- abdecken: (hier) das Dach eines Gebäudes entfernen;
- der Dachstuhl: eine Konstruktion aus Balken o.Ä., an der die (Dach) Ziegel befestigt werden;
- der Holzspan: ein kleines, dünnes Holzstäbchen;
- gescheit: mit viel Verstand, Intelligenz – klug.

Grundwortschatz

- *die Beule; das Behagen; die Schaufel, der Spaten; der Kessel; das Fass; der Strick; die Falle; der Landstreicher, das Missgeschick; die Gescheitheit; der Dachstuhl; der Span; die Winkelmaß; der Spatz;*
- *sich begeben; purzeln; stolpern; zerschunden; aufsperrern; beratschlagen; einfallen; verpachten; einsetzen; hagehn; beantragen; tafeln; niesen; hocken; brüllen;*
- *stockfinster; schlau; schief; mittlerweile; verblüfft;*
- *an etwas (Akk.) gehen; des Weges kommen; zustande kommen; fix und fertig sein, einen Riss bekommen; bis auf die Haut nass werden; was das Zeug hält.*

Wortschatzarbeit

1. Finden Sie im Text Synonyme zu folgenden Wörtern:

irgendwohin gehen; aufmachen; beginnen; mit aller Kraft; beraten; die Schnur; essen; dunkel; auf eine Idee kommen; ohne Rat, keinen Rat wissend; scheu, ängstlich; schnell, flink, rasch; laut schreien, heftig, laut heulen; überrascht.

2. Finden Sie in Ihrer Muttersprache Äquivalente zu folgenden Wortverbindungen und stehenden Wortgruppen und bilden Sie mit ihnen Sätze oder kurze Situationen:

a) *sich (Dat.) die Hände reiben*; b) *Wie Rohrspatzen schimpfen*; c) *sich hinter den Ohren kratzen*; d) *Mund und Nase sperren*; e) *den Schweiß von der Stirn wischen*; f) *den Atem anhalten*; g) *fix und fertig sein*.

3. Schreiben Sie aus dem Text alle Berufe der Schildbürger und Werkzeuge, mit denen Sie gearbeitet haben. Bilden Sie mit diesen Wörtern Sätze oder kurze Situationen.

Leseverstehen

1. Wer von den Schildbürgern erkennt, was eigentlich im Rathaus fehlt?
2. Der Hufschmied hat eine zündende Idee. Lesen Sie nach und notieren Sie die Zeilen! Ist die Idee erfolgreich? Finden Sie Argumente!
3. Wie erkennen die Schildbürger, dass sie die Fenster vergessen haben?
4. Haben die Schildbürger ihr Ziel erreicht und sind berühmt geworden?

5. Kennen Sie noch weitere Schildbürgergeschichten? Erzählen Sie sie im Kurs!
6. Wissen Sie, um welche Textgattung es sich handelt?
7. Malen Sie im Unterricht ein Bild des dreieckigen Rathauses von Schilda!

Mit eigenen Worten

1. Suchen Sie fünf bis sieben Sätze oder Stellen im Text, die Sie sprachlich schwierig finden. Schreiben Sie diese Stellen mit Ihren eigenen Worten anders. Lesen Sie im Kurs die Sätze oder Stellen vor, die Sie ausgesucht haben. Die anderen Studenten sollen den Inhalt des Gehörten mit ihren eigenen Worten schriftlich oder mündlich wiedergeben, ohne dabei den Text zu Hilfe zu nehmen. Vergleichen Sie Ihre Formulierungen mit denen Ihrer Kommilitonen.

3. Machen Sie ein ausführliches Erzählschema der Geschichte. Arbeiten Sie mit anderen Studenten zusammen. Erzählen Sie die Geschichte anhand Ihres Erzählschemas, aber mit Ihren eigenen Worten, nach.

4. Rezensieren Sie diese Geschichte. Lesen Sie dann Ihre Rezension im Kurs vor.

Diskussion

1. Kleine Baufehler passieren überall! Was würden Sie oder Ihre Eltern an Ihrer Wohnung ändern, wenn Sie sie neu für sich bauen würden!

2. Diskutieren Sie über den Text «Die Schildbürger bauen ein Rathaus» anhand folgender Tipps:

- Rathaus: ist dreieckig; Tor zum Marktplatz; Dach; kein Licht
- Schweinehirt: kann eigentlich nur Schweine hüten; hat keine Kenntnisse in Bezug auf Architektur
- Bürger von Schilda: möchten ein Rathaus, als Verwaltungsgebäude und für Beratungen; werden berühmt auf Grund ihrer Dummheit
- Hufschmied und Landstreicher: durch Zufall entdecken die Schildbürger ihre vergessenen Fenster; hätten sie gleich einen Architekten als Planer genommen, wären die Baufehler nicht geschehen!

Bertolt Brecht

WENN DIE HAIFISCHE MENSCHEN WÄREN

«Wenn die Haifische Menschen wären», fragte Herr K. die kleine Tochter seiner Wirtin «wären sie dann netter zu den kleinen Fischen?» «Sicher», sagte er. «Wenn die Haifische Menschen wären, würden sie im Meer für die kleinen Fische gewaltige Kästen bauen lassen, mit allerhand Nahrung drin, sowohl Pflanzen als auch Tierzeug. Sie würden sorgen, dass die Kästen immer frisches Wasser hätten, und sie würden überhaupt allerhand sanitäre Maßnahmen treffen. Wenn zum Beispiel ein Fischlein sich die Flosse verletzen würde, dann würde ihm sogleich ein Verband gemacht, damit es den Haifischen nicht wegstärbe vor der Zeit. Damit die Fischlein nicht trübsinnig würden, gäbe es ab und zu große Wasserfeste; denn lustige Fischlein schmecken besser als trübsinnige. Es gäbe natürlich auch Schulen in den großen Kästen. In diesen Schulen würden die Fischlein lernen, wie man in den Rachen der Haifische schwimmt. Sie würden zum Beispiel Geographie brauchen, damit sie die großen Haifische, die faul irgendwo liegen, finden könnten. Die Hauptsache wäre natürlich die moralische Ausbildung der Fischlein. Sie würden unterrichtet werden, dass es das Größte und Schönste sei, wenn ein Fischlein sich freudig aufopfert, und dass sie alle an die Haifische glauben müssten, vor allem, wenn sie sagten, sie würden für eine schöne Zukunft sorgen. Man würde den Fischlein beibringen, dass diese Zukunft nur gesichert sei, wenn sie Gehorsam lernten. Vor allen niedrigen, materialistischen, egoistischen und marxistischen Neigungen müssten sich die Fischlein hüten und es sofort den Haifischen melden, wenn eines von ihnen solche Neigungen verriete. Wenn die Haifische Menschen wären, würden sie natürlich auch untereinander Kriege führen, um fremde Aschkästen und fremde Fischlein zu erobern. Die Kriege würden sie von ihren eigenen Fischlein führen lassen. Sie würden die Fischlein lehren, dass so zwischen ihnen und den Fischlein der anderen Haifische ein riesiger Unterschied bestehe. Die Fischlein, würden sie verkünden, sind bekanntlich stumm, aber sie schweigen in ganz verschiedenen Sprachen und können einander daher unmöglich verstehen. Jedem Fischlein, das im Krieg ein paar andere Fischlein, feindliche, in anderer Sprache schweigende Fischlein tötete, würden sie einen kleinen Orden aus Seetang anheften und den Titel Held verleihen. Wenn die Haifische Menschen wären, gäbe es bei ihnen natürlich auch eine Kunst. Es gäbe schöne Bilder, auf denen die Zähne der Haifische in prächtigen Farben, ihre Rachen als reine Lustgärten, in denen es sich prächtig tummeln lässt, dargestellt wären. Die Theater auf dem Meeresgrund würden zeigen, wie heldenmütige Fischlein begeistert in die Haifischrachen schwimmen,

und die Musik wäre so schön, dass die Fischlein unter ihren Klängen, die Kapelle voran, träumerisch und in allerangenehmste Gedanken eingelullt; in die Haifischrachen strömten. Auch eine Religion gäbe es da, wenn die Haifische Menschen wären. Sie würde lehren, dass die Fischlein erst im Bauch der Haifische richtig zu leben begännen. Übrigens würde es auch aufhören, wenn die Haifische Menschen wären, dass alle Fischlein, wie es jetzt ist, gleich sind. Einige von ihnen würden Ämter bekommen und über die anderen gesetzt werden. Die ein wenig größeren dürften sogar die kleineren auffressen. Das wäre für die Haifische nur angenehm, da sie dann selber öfter größere Brocken zu fressen bekämen. Und die größeren, Posten habenden Fischlein würden für die Ordnung unter den Fischlein sorgen, Lehrer, Offiziere, Ingenieure im Kastenbau usw. werden. Kurz, es gäbe überhaupt erst eine Kultur im Meer, wenn die Haifische Menschen wären».

Erläuterungen zum Text

das Tierzeug – abschätzend für alle Tiere;
verraten – hier: etw. erkennen lassen;
der Kasten – übertr. Bedeutung: Haus, Wagen, Schiff;
der Seetang – das Seegrass;
der Lustgarten – hübsch angelegter Garten zum Spaziergehen;
sich tummeln – umherlaufen und spielen, sich lebhaft bewegen
(besonders von Kindern): übertr. Bedeutung (umg.): sich beeilen;
einlullen – in den Schlaf singen.

Grundwortschatz

- *der Rachen; die Flosse; der Gehorsam; der Haifisch; der Kasten; die Neigung; der Lustgarten; die Nahrung; der Seetang;*
- *anheften; sich aufopfern (für erw.); sich vor etw. hüten; sich tummeln; verkünden; verraten;*
- *trübsinnig;*
- *sanitäre Maßnahmen treffen; einen Verband machen; ein Amt bekommen; über jmdn. gesetzt werden; unmöglich + Inf. eines Verbs (z. B zu verstehen); den Titel verleihen.*

Aufgabenstellungen zum Inhalt des Textes

1. 1. Beantworten Sie folgende Fragen zum Text:

- a) Warum verwendet Bertolt Brecht die Figur des Herrn K.?
- b) Was hätten Menschen, wenn sie Haifische wären, für die Fischlein gebaut und zu welchem Zweck?
- c) Warum würden sie von Zeit zu Zeit große Wasserfeste organisieren?
- d) Welche Aufgaben hätte die Schule?
- e) Unter welchen Bedingungen hätten Fischlein eine schöne Zukunft?
- f) Was würden Haifische, wenn sie Menschen wären, im Kriegsfall die kleinen Fischlein lehren?
- g) Warum würden die Fischlein von verschiedenen Haifischen einander nicht verstehen?
- h) Welche Rolle sollte die Malerei im Erziehungsprozess der Fischlein spielen?
- i) Welche Rolle käme dem Theater und der Musik zu?
- j) Was sollte die Religion lehren?
- k) Wie stünde es um die Gleichheit der Fischlein, wenn die Haifische Menschen wären?
- l) Welche Bedeutung hat die Kultur unter solchen Bedingungen?

1.2. Übersetzen Sie den Text von der Stelle «Wenn die Haifische Menschen wären, gäbe es bei ihnen natürlich auch eine Kunst (...)» bis zum Ende der Kalendergeschichte in Ihre Muttersprache.

1.3. Bestimmen Sie den Gegenstand des Textes

1.4. Erstellen Sie eine Gliederung zum Text.

1.5. Geben Sie den Inhalt des Textes wieder.

1.6. Erklären Sie das Anliegen dieses Textes.

2.4. Sprechen Sie über die Stilmittel und erklären Sie ihre Funktion im Text.

2.4.1. Bestimmen Sie, welche der folgenden Sätze ironisch und welche sarkastisch sind. Welche konkreten Stilmittel erzeugen den Sarkasmus und die Ironie im Text (stilgefärbte, wertende Lexik, Antonyme, Wiederholung, Absonderung, Vergleich, Oxymoron, Doppelsinn). Erklären Sie die Funktion des Sarkasmus und der Ironie im Text.

- a) Wenn die Haifische Menschen wären, würden sie im Meer für die kleinen Fische gewaltige Kästen bauen lassen, mit allerhand Nahrung drin, sowohl Pflanzen als auch Tierzeug.
- b) Wenn zum Beispiel ein Fischlein sich die Flosse verletzen würde, dann würde ihm sogleich ein Verband gemacht, damit es den Haifischen nicht wegstürbe vor der Zeit.

- c) Damit die Fischlein nicht trübsinnig würden, gäbe es ab und zu große Wasserfeste: denn lustige Fischlein schmecken besser als trübsinnige.
- d) In diesen Schulen würden die Fischlein lernen, wie man in den Rachen der Haifische schwimmt.
- e) Sie würden zum Beispiel Geographie brauchen, damit sie die großen Haifische, die faul irgendwo liegen, finden könnten.
- f) Sie würden unterrichtet werden, dass es das Größte und das Schönste sei, wenn ein Fischlein sich freudig aufopfert, und dass sie alle an die Haifische glauben müssten, vor allem, wenn sie sagten, sie würden für eine schöne Zukunft sorgen.
- g) Die Fischlein, würden sie verkünden, sind bekanntlich stumm, aber sie schweigen in ganz verschiedenen Sprachen und können einander daher unmöglich verstehen.
- h) Jedem Fischlein, das im Krieg ein paar andere Fischlein, feindliche, in anderer Sprache schweigende Fischlein tötete, würden sie einen kleinen Orden aus Seetang anheilen und den Titel Held verleihen.
- i) Es gäbe schöne Bilder, auf denen die Zähne der Haifische in prächtigen Farben, ihre Rachen als reine Lustgärten, in denen es sich prächtig tummeln lässt, dargestellt wären.
- j) Auch eine Religion gäbe es da, wenn die Haifische Menschen wären. Sie würde lehren, dass die Fischlein erst im Bauch der Haifische richtig zu leben begännen.
- k) Kurz, es gäbe überhaupt erst eine Kultur im Meer, wenn die Haifische Menschen wären».

2.5. Sprechen Sie anhand des Textes über die Einstellung des Autors zum Dargestellten. Warum beginnt er in naivem Ton und geht zu naiv-ironischem und naiv-sarkastischem Ton über?

Leseverstehen

1. Formulieren Sie die Kernaussage dieser Parabel (Gleichniserzählung) und belegen Sie sie mit den Beispielen aus dem Text.

2. Für welche der folgenden Lebensbereiche würden die Haifische etwas tun? Führen Sie Beispiele an. Erklären Sie auch, warum die Haifische das alles tun würden. (Gründe und Absichten können Sie mit den Konjunktionen **damit**, **weil**, und **um ... zu** erklären.)

a. die Religion; b. Gesundheit; c. Kunst; d. Politik; e. Sport. f. Militär; g. Haus- und Wohnungsbau; h. Verwaltung/Beamtenamt; i. Schule; j. Lebensmittelversorgung.

Mit eigenen Worten

Fischlein

Sagen Sie das anders. Bitte achten Sie darauf, dass viele Sätze im Konjunktiv sind.

Beispiel:

Die Kriege würden sie (die Haifische) von ihren eigenen Fischlein führen lassen.

Die Fischlein müssten im Krieg für die Haifische kämpfen.

1. Sie (die Haifische) würden sorgen, dass die Kästen immer frisches Wasser hätten, und sie würden überhaupt allerhand sanitäre Maßnahmen treffen.

2. Die Hauptsache wäre natürlich die moralische Ausbildung der Fischlein.

3. Sie (die Fischlein) würden unterrichtet werden, dass es das Größte und Schönste sei, wenn ein Fischlein sich freudig aufopfert, und dass sie alle an die Haifische glauben müssten, vor allem, wenn sie sagten, sie würden für eine schöne Zukunft sorgen.

4. Man würde den Fischlein beibringen, dass diese Zukunft nur gesichert sei, wenn sie Gehorsam lernten.

5. Übrigens würde es auch aufhören, wenn die Haifische Menschen wären, dass alle Fischlein, wie es jetzt ist, gleich sind.

6. Sie würden die Fischlein lehren, dass zwischen ihnen und den Fischlein der anderen Haifische ein riesiger Unterschied bestehe.

Diskussion

1. Was meinen Sie über die Aussage eines deutschen Schülers über diese Kurzgeschichte: «Der Autor hält in der Erzählung den Menschen einen Spiegel vor, indem er fragt, was wäre, wenn der raubgierige Haifisch ein Mensch wäre. Fazit: Der Mensch ist schlimmer als ein Haifisch. Er ist berechnend, machtgerig; hält nichts von sozialer Gerechtigkeit, ist rücksichtslos und kriegslüster, benutzt die Kunst, um den Menschen falsche Realität vorzuspiegeln».

2. Was wissen Sie über Haifische? Welche Eigenschaften sind für diese Fische charakteristisch? Besprechen Sie das im Kurs mit anderen Studenten.

3. Bertolt Brecht war Kommunist. Diskutieren Sie im Unterricht, ob er hier an bestimmte Gesellschaftssysteme denkt, oder an die Menschen überhaupt. An welche Beispiele in der Geschichte Europas oder Amerikas denkt Brecht vermutlich?

4. Halten Sie seine Meinung für richtig? Begründen Sie Ihre Antwort. Führen Sie konkrete Beispiele von Haifischen in Ihrer Kultur an, wenn Sie glauben, dass es solche gibt.

5. Möchten Sie lieber ein Fischlein oder ein Haifisch sein? Warum?

6. Was sollten die Fischlein Ihrer Meinung nach tun, um ihre Lage zu verstehen und sie zu verändern? Gibt es konkrete Beispiele in unserer Welt, in denen die Fischlein versuchten, ihr Leben zu ändern und es zu verbessern? Wie sollten sie das tun?

7. Besprechen Sie die Rolle der Religion in der Welt der Haifische. Denken Sie dabei an das Wort von Karl Marx, Religion sei das Opium des Volkes. Was meinte Marx wohl damit?

8. Ist Ihnen das Werk *Animal Farm* von George Orwells bekannt?. Wenn ja, dann welche Parallelen finden Sie im Denken von Brecht und Orwell?

Heinrich Böll ANEKDOTE ZUR SENKUNG DER ARBEITSMORAL

In einem Hafen an einer westlichen Küste Europas liegt ein ärmlich gekleideter Mann in seinem Fischerboot und döst. Ein schick angezogener Tourist legt ebeneinen neuen Farbfilm in seinen Fotoapparat, um das idyllische Bild zu fotografieren: blauer Himmel, grüne See mit friedlichen, schneeweißen Wellenkämmen, schwarzes Boot, rote Fischermütze. Klick. Noch einmal: klick, und da aller guten Dinge drei sind und sicher ist, ein drittes Mal: klick. Das spröde, fast feindselige Geräusch weckt den dösenden Fischer, der sich schläfrig aufrichtet, schläfrig nachseiner Zigarettenschachtel angelt. Aber bevor er das Gesuchte gefunden, hat ihm dereifrige Tourist schon eine Schachtel vor die Nase gehalten, ihm die Zigarette nichtgerade in den Mund gesteckt, aber in die Hand gelegt, und ein viertes Klick, das des Feuerzeuges, schließt die eilfertige Höflichkeit ab.

Durch jenes kaum messbare, nienachweisbare zuviel an flinker Höflichkeit ist eine gereizte Verlegenheit entstanden, die der Tourist – der Landessprache mächtig – durch ein Gespräch zu überbrücken versucht. «Sie werden heute einen guten Fang machen».Kopfschütteln des Fischers. «Aber man hat mir gesagt, dass das Wetter günstig ist».

Kopfnicken des Fischers».Sie werden also nicht ausfahren?» Kopfschütteln des Fischers, steigende Nervosität des Touristen. Gewiss liegt ihm das Wohl des ärmlich gekleideten Menschen am Herzen, nagt an ihm die Trauer über die verpasste Gelegenheit.

«Oh? Sie fühlen sich nicht wohl?» Endlich geht der Fischer von der Zeichensprache zum wahrhaft gesprochenen Wort über. «Ich fühle mich großartig», sagt er. «Ich habe mich nie besser gefühlt». Er steht auf, reckt sich, als wollte er demonstrieren, wie athletisch er gebaut ist. «Ich fühle mich phantastisch».

Der Gesichtsausdruck des Touristen wird immer unglücklicher, er kann die Frage nicht mehr unterdrücken, die ihm sozusagen das Herz zu sprengen droht: «Aber warum fahren Sie dann nicht aus?»

Die Antwort kommt prompt und knapp.

«Weil ich heute morgen schon ausgefahren bin».

«War der Fang gut?»

«Er war sagt, dass ich nicht noch einmal ausfahren brauche, ich habe vier Hummer in meinen Körben gehabt, fast zwei Dutzend Makrelen gefangen».

Der Fischer, endlich erwacht, taut jetzt auf und klopft dem Touristen auf die Schulter. Dessen besorgter Gesichtsausdruck erscheint ihm als ein Ausdruck zwar unangebrachter, doch rührender Kümmernis.

«Ich habe sogar für morgen und übermorgen genug!» sagte er, um des Fremden Seele zu erleichtern.

«Rauchen Sie eine von meinen?»

«Ja, danke».

Zigaretten werden in Münder gesteckt, ein fünftes Klick, der Fremde setzt sich kopfschüttelnd auf den Bootsrand, legt die Kamera aus der Hand, denn er braucht jetzt beide Hände, um seiner Rede Nachdruck zu verleihen.

«Ich will mich ja nicht in Ihre persönlichen Angelegenheiten mischen», sagt er, «aber stellen Sie sich mal vor, Sie führen heute ein zweites, ein drittes, vielleicht sogar ein viertes Mal aus, und Sie würden drei, vier, fünf, vielleicht sogar zehn Dutzend Makrelen fangen. Stellen Sie sich das mal vor!»

Der Fischer nickt.

«Sie würden», fährt der Tourist fort, «nicht nur heute, sondern morgen, übermorgen, ja, an jedem günstigen Tag zwei-, dreimal, vielleicht viermal ausfahren – wissen Sie, was geschehen würde?»

Der Fischer schüttelt den Kopf.

«Sie würden sich in spätestens einem Jahr einen Motor kaufen können, in ZweiJahren ein zweites Boot, in drei oder vier Jahren könnten Sie vielleicht einen kleinen Kutter haben, mit zwei Booten oder dem Kutter würden Sie natürlich viel mehr fangen – eines Tages würden Sie zwei Kutter haben, Sie würden...», die Begeisterung verschlägt ihm für ein paar Augenblicke die Stimme, «Sie würden ein kleines Kühlhaus bauen, vielleicht eine Räucherei, später eine Marinadenfabrik, mit einem eigenen Hubschrauber rundfliegen, die Fischschwärme ausmachen und Ihren Kuttern per Funk Anweisung geben, sie könnten die Lachsrechte erwerben, ein Fischrestaurant eröffnen, den Hummer ohne Zwischenhändler direkt nach Paris exportieren – und dann»... – wieder verschlägt die Begeisterung dem Fremden die Sprache. Kopfschüttelnd, im tiefsten Herzen betrübt, seiner Urlaubsfreude schon fast verlustig, blickt er auf die friedlich hereinrollende Flut, in der die ungefangenen Fische munter springen. «Und dann», sagt er, aber wieder verschlägt ihm die Erregung die Sprache.

Der Fischer klopf ihm auf den Rücken wie einem Kind, das sich verschluckt hat. «Was dann?» fragt er leise.

«Dann», sagt der Fremde mit stiller Begeisterung, «dann könnten Sie beruhigt hier im Hafen sitzen, in der Sonne dösen – und auf das herrliche Meer blicken».

«Aber das tu ich ja schon jetzt», sagt der Fischer, «ich sitze beruhigt am Hafen und döse, nur Ihr Klicken hat mich dabei gestört».

Tatsächlich zog der solcherlei belehrte Tourist nachdenklich von dannen, denn früher hatte er auch einmal geglaubt, er arbeite, um eines

Tages einmal nicht mehr arbeiten zu müssen, aber es blieb keine Spur von Mitleid mit dem ärmlich gekleideten Fischer in ihm zurück, nur ein wenig Neid.

Grundwortschatz

- *der Hummer; die Makrele; der Kutter; die Verlegenheit; ; der Neid;*
- *dösen; nagen; sich verschlucken; etw. (mit etwas) überbrücken;;*
- *spröde; eifertig; gereizt; unangebracht; flink; ; rührend;*
- *einen Farbfilm in den Fotoapparat legen; aller guten Dinge sind drei; etwas liegt jmdm. am Herzen; Mitleid mit jmdm. haben; sicher ist sicher (umg.); etw. nagt an jmdm.*

Texterläuterungen

der Hummer – großer (Meeres-)Krebs mit kräftigen Scheren, dessen Fleisch als Delikatesse gegessen wird

dösen – schlummern, halbwach träumen

der Wellenkamm – oberster Teil einer Welle, oft mit weißem Schaum

spröde – hier: hart, kühl

eifertig – hier: übertrieben eifrig, dienstfertig

nachweisen – zeigen, vorweisen, beweisen

gereizte Verlegenheit – ärgerliche Unsicherheit, gereizte, verlegene

Atmosphäre

nagen – wie Ratten und Mäuse fressen; hier: etw. nagt an jmdm.=etw. quält jmdn.

unangebracht – überflüssig, unnötig, unpassend, nicht wünschenswert

die Kummernis – Sorge, Kummer, innere Not

prompt – ohne Zögern

Nachdruck verleihen – betonen

der Kutter – großes Fischerboot

die Räucherei – Raum oder Gebäude, in dem z.B. Wurst, Schinken oder Fisch durch

Rauch haltbar gemacht wird

die Lachsrechte – das Recht, Lachsfische zu fangen

(seiner Urlaubsfreuden verlustig) – vgl. verlieren, der Verlust

sich verschlucken – irgend etwas in den Hals bekommen und dann husten müssen
von dannen ziehen (veralt.) – weggehen

Zum Inhalt des Textes

1.1. Beantworten Sie folgende Fragen zum Text:

- a) Wo spielt die Geschichte?
- b) Was reizt den Touristen, Fotos zu machen?
- c) Wie benimmt sich der Tourist, um den Fischer, den er im Halbschlaf gestört hat, freundlich zu stimmen?
- d) Warum steigt die Nervosität des Touristen, als er erfährt, dass der Fischer auch bei gutem Wetter nicht ausfahren wird?
- e) Wieso machen die Antworten des Fischers den Touristen immer unglücklicher?
- f) Wie begründet der Fischer seine Entscheidung, nicht noch einmal auszufahren?
- g) Welchen Rat gibt ihm der Tourist?
- h) Was ist nach Meinung des Touristen das Ziel menschlicher Tätigkeit?
- i) Warum meint der Fischer, dass er dieses Ziel schon erreicht hat?
- j) Wie ist die Reaktion des Touristen darauf?

1.2. Übersetzen Sie den Text von der Stelle *«Durch jenes kaum messbare nie nachweisbare Zuviel (...)»* bis zu *«(...) an ihm nagt die Trauer über die verpasste Gelegenheit»* in Ihre Muttersprache.

1.3. Bestimmen Sie den Gegenstand des Textes.

1.4. Erstellen Sie eine Gliederung zum Text.

1.5. Fassen Sie den Inhalt des Textes kurz zusammen.

1.6. Bestimmen Sie die Pointe und den Grundgedanken des Textes.

Zur sprachlichen Gestaltung des Textes

2.1. Bestimmen Sie die Erzählperspektive des Textes.

2.2. Sprechen Sie zur Komposition des Textes:

2.2.1. Weisen Sie anhand von Beispielen aus dem Text die Wiedergabe räumlicher Beziehungen im Text nach; beachten Sie dabei explizite und implizite Mittel des Lokalfeldes.

2.2.2. Bestimmen Sie die vorherrschende Zeitform des Textes und erklären Sie ihre Bedeutung für die Komposition.

2.2.3. Bestimmen Sie die expliziten und impliziten Mittel zur Wiedergabe der Zeitabfolge im Text.

2.3. Sprechen Sie über die Koloritzeichnung des Textes. Versuchen Sie, die Staatsangehörigkeit des Touristen und des Fischers zu bestimmen und begründen Sie Ihre Aussage durch Beispiele aus dem Text.

2.4. Sprechen Sie über die Art und Funktion der Stilmittel des Textes.

2.4.1. Bestimmen Sie die Art der Epitheta und ihre Funktion im Text: *ordentlich gekleideter Mann; das idyllische Bild; friedliche schneeweiße Wellenkämme; ein schwarzes Boot; das spröde, fast feindselige Geräusch; die eifertige Höflichkeit; flinke Höflichkeit; steigende Nervosität; rührende Kummernis; der solcherlei belehrte Tourist*

2.4.2. Stellen Sie fest, durch welches Stilmittel in den folgenden Beispielen eine heitere Ironie der Aussage entsteht. Begründen Sie die Anwendung dieses Stilmittels.

Welche Rolle spielen dabei Antithesen und Wiederholungen?

- a) In einem Hafen an der westlichen Küste Europas liegt ein ärmlich gekleideter Mann in seinem Fischerboot und döst. Ein schick angezogener Tourist legt eben einen neuen Farbfilm in seinen Fotoapparat, um das idyllische Bild zu fotografieren: (...)
- b) «Sie werden also nicht ausfahren?» Kopfschütteln des Fischers, steigende Nervosität des Touristen.
- c) Gewiss liegt ihm das Wohl des ärmlich gekleideten Menschen am Herzen, an ihm nagt die Trauer über die verpasste Gelegenheit.
- d) Der Gesichtsausdruck des Touristen wird immer unglücklicher, er kann die Frage nicht mehr unterdrücken, die ihm sozusagen das Herz zu sprengen droht.: «Aber warum fahren Sie dann nicht aus?»
- e) Kopfschüttelnd, in tiefstem Herzen betrübt, seiner Urlaubsfreuden schon fast verlustig, blickt er auf die friedlich hereinrollende Flut, in der die ungefangenen Fische munter springen. «Und dann», sagt er, aber wieder verschlägt ihm die Erregung die Sprache. Der Fischer klopf ihm auf den Rücken wie einem Kind, das sich verschluckt hat.

2.5. Sprechen Sie anhand des Textes über die Einstellung des Autors zum Dargestellten. Beachten Sie dabei den Titel, Besonderheiten des literarischen Genres «Anekdote» und den Ton des Textes. Inwiefern gibt der muntere, heiter-ironische Ton des Anfangs, der gutmütig-ironische Ton der Mitte, der erregt-euphorische Ton der Annäherung zu Pointe und der ironisch-belehrende Ton des Nachspiels die Einstellung des Auto zum Dargestellten wieder?